Berlin, den 8. August 1903.

Die Rechtfertigung durch den Glauben.

Eugen Dühring sagt in seinem „Ersatz der Religion durch Vollkommeneres“ ganz richtig, daß, wenn bei uns die Religion praktisch in Frage komme, von keiner anderen als der christlichen die Rede sein könne; sie reiche nämlich so weit wie die thatkräftigen Völker. Dann aber schreibt er: „Könnte überhaupt eine fremde Religion ernstlich und auf die Dauer gegen den Rassencharakter der Völker, die ihr in ihrer unerfahrenen Kindheit anheimfallen, Etwas ausrichten, so müßten die europäischen Kulturvölker längst ihre Thatkraft eingebüßt haben.“ In diesem Satz stecken zwei Irrthümer. Das Christenthum ist der arischen Rasse nicht innerlich fremd, denn sein menschlicher Bestandtheil, sein Gedankengehalt ist das Erzeugniß der Denkarbeit der arischen Griechen. Und seinem göttlichen Bestandtheil, der wunderbaren Kraft, die von der Person Jesu ausgegangen ist, verdanken die heutigen Arier die Erhaltung ihrer Thatkraft. Die Arier des Alterthumes, die Gräkolatiner, haben sich verzweifelnd, lebensmüde, versumpft, ohne ernstlichen Widerstand in den Untergang ihrer großartigen politischen Schöpfungen und ihrer herrlichen Kultur ergeben. Mitten im Zusammenbruch, von mordenden und plündernden Barbarenhorden bedroht, den vermeintlich nahen Weltuntergang vor Augen, haben die Christen, und zwar aus dem von Chamberlain mit solcher Verachtung behandelten Völkergemisch stammende, den in den Synagogen und in den Katakomben begonnenen Bau ihrer die Welt umfassenden Kirche — die christlichen Völker beherrschen ja doch die Welt — vollendet; und die nachfolgenden christlichen Geschlechter sind bei allem Entsetzlichen, was sie zu überstehen hatten, niemals muthlos verzweifelt. Man muß das Wesen des Christenthumes nicht in einem Bibelvers und auch nicht in ein paar Dutzend Versen suchen. Tolstois Religion ist nicht christlich, sondern russisch; die Aussprüche

Jesu, mit denen diese Denkart ihre russische Passivität zu rechtfertigen sucht, gelten nur für Ausnahmemenschen und für besondere Umstände oder sie sind Ausdruck einer Seelenstimmung, die sich durch äußere Angriffe nicht erschüttern läßt, weil sie darüber erhaben ist, nicht ein Bekenntniß unmännlicher Feigheit und Faulheit. Auch war die Absicht Jesu nicht, die Menschen „moralisch“ zu machen; waren ihm doch die höchst Moralischen ein Gräuel. So weit Moralität, die vielgestaltige, möglich und nothwendig ist, sorgen die lebenskräftigen Völker durch Gesetz, Polizei und Sitte dafür; die heidnischen und die mohammedanischen nicht weniger als die christlichen. Ihre Förderung ist, wo sie eintritt, ein Nebenprodukt des Christenthumes. Für die vom christlichen Glauben innerlich und tief Ergriffenen, die immer die Minderheit ausmachen müssen, weil sich die harten Forderungen der rohen Arbeit und der wilden Kämpfe, die des Daseins materielle Grundlagen schaffen und sichern, mit zartem und feinem Idealismus nicht vertragen, für diese vollkommenen Christen also versteht sich von selbst, daß sie den gröbsten Egoismus überwunden und sich durch Zügelung der Sinnlichkeit gegen das Versinken in Laster einigermaßen gesichert haben. Das leistet jedoch auch die Philosophie; was das Christenthum den Völkern gebracht hat, ist Anderes, Größeres.

Monotheismus, göttliche Vorsehung, Fortdauer der Menschenseele nach dem Tode und Vergeltung im Jenseits waren Vorstellungen, die der griechische Denkgeist gefunden und die er zuletzt in Wechselwirkung mit dem jüdischen Prophetengeist zu theosophischen Systemen für die Gebildeten ausgebaut hatte, während das Volk zwar an ewiges Leben der Seele und an Vergeltung glaubte, aber dem Polytheismus treu blieb und sich darum zum Begriff eines vernünftigen Weltzusammenhanges, sei es in der Form der Naturkausalität oder in der einer Vorsehung, nicht zu erheben vermochte. Das Christenthum hat den Monotheismus, die mit inbegriffene Weltordnung und die persönliche Unsterblichkeit zu Glaubensartikeln gemacht und das Wunder vollbracht, daß diese Artikel wirklich geglaubt, für unzweifelhaft gewiß gehalten wurden, und zwar von den ihm zufallenden Völkern; es hat also zum lebendigen und wirksamen Gemeingut der die Erde beherrschenden Völker gemacht, was bisher nur bis zur Stufe der Wahrscheinlichkeit gelangte Gelehrtenmeinungen gewesen waren. Dieser feste Glaube nun, verbunden mit dem die Gewissensängste beschwichtigenden Glauben an die Erlösung, ist es augenscheinlich, was den christlichen Völkern ihre Unverwüstlichkeit verleiht. Der Einzelne ist nicht mehr ein Atomhaufe, dem einige phosphoreszirende Hirnmolekeln das wunderliche innere Lichtfünkchen, Bewußtsein genannt, entzünden, womit er das Elend seines zwecklosen und zum Glück wenigstens kurzen Daseins wahrnimmt. (Der Professor kann sich ja trotz seiner philosophischen Ueberzeugung von der Bedeutungslosigkeit dieser Plasmahäufchen in einem All, in dem unser ganzes

Sonnensystem als ein Nichts verschwindet, sehr wichtig vorkommen und sehr behaglich fühlen; nur ist es nicht seine philosophische Ueberzeugung, was ihm die angenehmen Vorstellungen und Empfindungen verschafft, sondern seine Staatspfründe; bei armen Teufeln, die weder eine Staatspfründe noch ein Rittergut haben, wirkt der Atheismus anders). Der Christ weiß, daß er in Gottes Hand steht, daß ohne dieses Gottes Willen kein Haar von seinem Haupte fällt, daß um seinetwillen, zu seinem Dienst und Gebrauch, das körperliche Universum geschaffen ist, daß er alle Sonnensysteme sammt ihrem Wandel überleben wird und daß sein Schicksal im Jenseits von seinem Verhalten im Diesseits abhängt. Das bewahrt ihn vor Verzweiflung und stärkt ihn, gelassen und stetig seine Pflicht zu erfüllen, auch wenn kein Mensch ihn sieht, auch wenn scheinbar all seine Arbeit und Mühe umsonst ist und kein irdischer Erfolg ihm winkt. Wohlgemerkt: nicht, ein Tugendbold zu werden, sondern, seine Pflicht zu erfüllen. Einer kann mit allerlei wilden Leidenschaften und häßlichen Fehlern behaftet sein und doch als gläubiger Christ standhaft Das thun, was er für seine Schuldigkeit hält und was manchmal nicht sehr löblich, ein anderes Mal nicht sehr klug ist. Man weiß, wie es Bismarck als eine Wirkung des Glaubens gepriesen hat, daß der Soldat, in dunkler Nacht allein, auf seinem gefährlichen Posten aushält. Daran hat ja nun wohl der gar nicht idealistische Drill seinen gemessenen Antheil; aber das ganze preußische Soldatenwesen sammt seinem Drill ist doch selbst unter der Einwirkung religiöser Ideen zu Stande gekommen, denn das traditionelle Pflichtgefühl der Hohenzollern wurzelt in der Religion. So macht also die christliche Geringschätzung der Welt gerade tüchtig für die Welt, indem es nur die Gefahren, Widerwärtigkeiten, Mißerfolge und die von der Pflichterfüllung weglockenden Genüsse sind, die der Christ im Hinblick auf das ihm sichere ewige Leben verachtet, während er die Pflichterfüllung über Alles schätzt und unter allen Umständen auf seinem Posten aushält. Damit ist die Masse, der Leib der Christenheit, für den Daseinskampf hinlänglich ausgerüstet, so daß ihn die Stöße, die er erleidet, nicht aus dem Gleichgewicht bringen und die feindlichen Elemente nicht unterkriegen. Die christliche Ethik aber haucht diesem wetterfesten Leibe die feine und edle Seele ein, deren Träger die Heiligen, die Esoteriker sind. Auch der Mohammedaner läßt sich für seinen Glauben totschlagen und fühlt sich geborgen in Allahs Hand. Aber nur der Christ glaubt, daß die ewige Seligkeit intellektueller Art sein und im Schauen Gottes, also in der Erkenntniß Dessen bestehen wird, was die Welt im Innersten zusammenhält, des unergründlichen Bornes, aus dem ihr quillt, was sie Gutes und Schönes zu bieten hat. Und indem der Christenglaube Gott als die Liebe definirt und die Gottähnlichkeit in der Liebe zur Pflicht macht, hat er die Menschen gewöhnt, Wildfremden Barmherzigkeit zu erweisen und

die seelisch oder leiblich Bedürftigen nicht nur nicht abzuweisen, sondern sogar aufzusuchen. Endlich ist durch die kirchliche Organisation dafür gesorgt, daß diese Wirkungen der Menschheit erhalten bleiben, und ein Gottesdienst, der den ganzen Menschen befriedigt, ohne gleich den obszönen Mysterien der Alten die Sinnlichkeit in ungehöriger Weise zu reizen, sichert auch dem Aermsten Stunden idealer Erhebung, in denen er sich seiner Menschen- und Christenwürde bewußt und seines sonst mit Plagen erfüllten Lebens froh wird.

Dem Dichter, dem Propheten ist es gegeben, den Ablauf langer Zeiten verkürzt in ein kleines Bild zu fassen und die Geschicke der Menschheit in einer Person zu verkörpern. So hat Paulus das Jahrtausende lange Leben der Christenheit in dem Leiden, dem Tode und der Auferstehung Jesu geschaut und hat diesem zweiten Adam, dem zu unverwüstlichem Leben wiedergeborenen Menschengeschlecht, den ersten Adam gegenübergestellt, der durch seine Sünde die Erlösung nothwendig gemacht habe. Selbstverständlich ist Adam das ganze unerlöste, vorchristliche Menschengeschlecht, seine ursprüngliche Heiligkeit und Gerechtigkeit nicht ein Gut, das er durch Sünde verloren hätte, denn im Zustande der Kindheit (nicht Thierheit; den Pithekanthropos hat der beweishungrige Atheismus mit der unreifen Biologie gezeugt) konnte der Mensch als ein sittlich indifferentes und ganz unerfahrenes Wesen weder heilig noch gerecht sein (heilig nur im Sinn von heil, gesund), sondern das immer zu erstrebende, aber im Diesseits niemals ganz zu verwirklichende Zukunftideal; Erbsünde ist jede Sünde, da sich ja Gesundheit wie Krankheit vererben. Also das Bild ist wahr, — als Bild. Die Theologie hat es, wie die anderen prophetischen Bilder, wörtlich verstanden, aus der Hilfe, die Gott in Jesus der Menschheit zu ihrer Vollendung geliehen hat, die Sühne und Bezahlung einer von einem einzelnen Menschen kontrahirten Schuld gemacht, hat dann, auch darin paulinischen Leitspuren folgend, die große Sache der Menschheit zu einer Privatangelegenheit jedes einzelnen kleinen Menschen herabgesetzt und sich ihren gelehrten Kopf zerbrochen, um herauszubekommen, wie der große Prozeß Adams für jeden seiner Nachkommen entschieden, wie dem Einzelnen das Erlösungverdienst Christi zugewendet, wie der potentiell Erlöste wirklich gerechtfertigt werde.

Tiefe und reine Erkenntniß ist der Masse so unzugänglich, und von keiner Blendung durch Vorurtheil und Interesse befallen zu werden, ist auch auf den geistigen Höhen der Menschheit ein so seltenes Glück, daß wir uns nicht wundern dürfen, wenn wir sehen, wie aus den wahrsten und heilsamsten Ideen verderbliche Thorheiten herausgesponnen werden. Dem reichen Ideenschatz des Christenthumes konnte dieses Schicksal nicht erspart bleiben und die schon in ihrem ersten paulinischen Ursprung beim Uebersehen ihres symbolischen Charakters bedenkliche Rechtfertigunglehre hatte noch besonders unter

dem Mißverständniß zweier Gruppen von Aussprüchen Jesu zu leiden. „Was nützt es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne, aber Schaden litte an seiner Seele?“ Das ist eine ganz einfache psychologische Grundwahrheit. Das Glück liegt nicht in den äußeren Gütern, sondern im Gemüth, von dessen Beschaffenheit abhängt, ob wir uns aus den Gütern, aus ihrem Ueberfluß oder ihrem Mangel einen Himmel oder eine Hölle bereiten. Die Frömmelei aber verstand unter dem Seelenschaden einseitig und willkürlich die jenseitige Verdammniß und setzte dem Streben nach äußeren Gütern eine Sorge für die Seele entgegen; eine Sorge, die als ein Herumarbeiten an der Seele mit Andachtübungen, Kasteiungen und Zaubermitteln gedacht wurde, während eine erleuchtete Psychologie lehrt, daß die Seele nur bei einem normalen Leben in vernünftiger Pflichterfüllung gesund und unbeschädigt bleibt, und die Ethik zeigt, daß zur Pflichterfüllung auch der Erwerb eines gewissen Maßes von äußeren Gütern gehört. Dem ersten Mißverständniß gesellte sich ein zweites. Wenn die Seele nach dem Tode fortlebt, so versteht sich von selbst, daß ihr jenseitiger Zustand dem diesseitigen entsprechen und daß, was uns hier an der Gerechtigkeit zu fehlen scheint, dort ergänzt werden muß. Der Böse wird also für seine Ungerechtigkeit zu büßen haben und die Unbehaglichkeit seines Zustandes wird ihn überzeugen, daß er Unrecht gethan hat. Eine Vorstellung können wir uns von diesem Zustande so wenig machen wie von der Seligkeit des Himmels; Jesus hat die Bilder dafür dem Volksglauben entnommen und ihn bald als eine Finsterniß, in der Heulen und Zähneklappern (vor Frost) herrscht, dem erleuchteten und erwärmten Festsaal gegenübergestellt, bald das ewige Feuer genannt, wobei er sicher nicht an den metaphysischen Sinn der endlosen Dauer gedacht hat, den die Theologen dem Worte aionios angedichtet haben. Die ersten Christen haben über den Zustand der Bösen im Jenseits nicht gegrübelt, wie die Katakombenbilder beweisen, die durchweg freundlicher Art sind. Aber die Phantasie der damaligen Menschen war durch die römischen Eroberungskriege, die bei Unterdrückung von Aufständen in Vernichtungskriege ausarteten, durch die blutigen Cirkusspiele, bei denen auch die Verbrennung lebendiger Menschen vorkam, und durch die Unthaten wahnsinniger Kaiser verdorben. Als nun die Masse des Volkes in die Kirche eintrat, mußte die mit Gräueln angefüllte Phantasie, die sich schon in der neutestamentlichen Apokalypse bemerkbar macht, auf die Glaubensvorstellungen abfärben. Nach und nach kamen hinzu: die byzantinischen Gräuel, die Schrecken der Völkerwanderung und die Einfälle wilder, mordlustiger Mongolen, die Verdrängung des humanen germanischen Volksgerichtes durch die römische Justiz mit ihrer Folter und ihrer qualifizirten Todesstrafe. Dante führte die Henkerszenen in die Kunst ein; zwar wollte er mit den Schrecken seiner Hölle nur die bösen Leidenschaften symbolisiren, aber Orcagna ver-

suchte, den Unsinn zu malen, und mönchische Höllenmaler untergeordneten Ranges wetteiferten seitdem, die Phantasie der Gläubigen mit den Martern der Hölle und des Fegefeuers zu schrecken. Gott wurde zu einem Despoten herabgewürdigt, der sich zu seinem Vergnügen eine ungeheure Folterkammer einrichtet und der die von den „christlichen" Obrigkeiten des sechzehnten und siebenzehnten Jahrhunderts vergeblich erstrebte Kunst versteht, seine Opfer zu martern, ohne sie zu töten. (Auch Tiberius ärgerte sich nach Sueton, wenn eins seiner Opfer in der Marter vorzeitig starb). Diese Henkerphantasie erzeugte in Wechselwirkung mit den mißverstandenen Sätzen vom Seelenschaden und von Dem, was allein noththue, die Seelenretterei, die sich nach zwei entgegengesetzten Seiten hin entwickelte. Auf der einen Seite peinigte man sich selbst und verbrannte die Leiber Anderer, um ihre Seelen zu retten (Askese im ursprünglichen hellenischen Sinn als Uebung in der Selbstbeherrschung und Uebernahme von Leiden zur Linderung der Leiden Anderer sind selbstverständlich ganz im Sinn des Christenthumes); auf der anderen Seite konstruirte man einen Rettungmechanismus von Absolutionen, Ablässen, Sünde tilgenden Andachten, Weihungen und Amuletten, der an Geschmacklosigkeit blos von den buddhistischen Gebetmühlen, in der klugen Ausbeutung des Aberglaubens für hierarchische Zwecke in keiner Religion übertroffen wird. Auf Schwächlinge übte die Höllenfurcht die Wirkung, die Dühring fälschlich für die dem Christenthum natürliche ansieht: sie lähmte völlig die ohnehin geringe Thatkraft.

Gleich einer grausamen Zange packten diese zwei Praktiken den wittenberger Augustiner von zwei Seiten und rissen ihn aus seiner ruhigen Lehrer- und Predigerthätigkeit heraus. Der verderbliche Unfug des Ablaßkrames fraß ihm das Herz.*) Wie dürfen, schreibt er im Oktober 1517 an den Erz-

*) Heute wird mehr mit den Seelenmessen als mit dem Ablaß Unfug getrieben. Auf ihre verderbliche Wirkung bin ich zuerst als Kaplan aufmerksam geworden. Der Sammler der Barmherzigen Brüder klagte mir, daß er bei den Bauern in X. äußerst wenig bekomme. Bald darauf brachte ein angeblicher Trappist (der Schwindler wurde erst längere Zeit danach entlarvt) in dem selben Dorf eine sehr bedeutende Summe zusammen. Ich sprach meine Verwunderung darüber einem alten Sanitätrath aus, der Land und Leute gründlich kannte. Der übrigens streng katholische und sehr fromme steinalte Herr lachte und sprach: „Ja, der Trappist hat den Leuten versprochen, daß für die Geber im Kloster viele Messen gelesen werden sollen; dafür zahlen die dortigen Bauern unglaubliche Summen, aber einen Armen, Kranken, Obdachlosen lassen sie auf ihrer Thürschwelle umkommen." Eine Frau aus diesem bigotten Dorf lief nach dem Tode ihres Mannes mit einem Sack voll Thaler bei allen Geistlichen der Gegend herum, brachte ihn aber halb gefüllt wieder heim, weil die Pfarrer und die Kapläne nicht so viele Messen übernehmen konnten, wie das Weib zahlen wollte.

bischof von Mainz, „die Ablaßprediger wagen, mit ihren Fabeln und Versprechungen das Volk in Sicherheit einzuwiegen, da doch der Apostel uns mahnt, unser Heil mit Furcht und Zittern zu wirken, die Ablässe aber zur Heiligung, also zum Heil der Seelen rein gar nichts beitragen, sondern nur die Strafen nachlassen, die ehemals von der Kirche auferlegt wurden?" Und in den Thesen vom selben Tage sagt er: „Man soll die Christen leeren, daß es des Papsts Gemüth und Meinung nicht sei, daß Ablaß lösen irgend einem Werk der Barmherzigkeit mit nichts sollte zu vergleichen sein. Man soll die Christen leeren, daß, wer dem Armen gibt oder leihet dem Dürftigen, besser thut, denn daß er Ablaß lösete." Von dieser Kritik des Ablasses dringt er zum Kern des Christenthumes vor und zertrümmert nicht allein den äußerlichen Heilsmechanismus, sondern den ganzen hierarchischen Bau, sofern sich dieser nicht damit begnügt, als eine historisch berechtigte vernünftige Ordnung geachtet zu werden, sondern der Vorhof sein will, durch den allein man zu Gott und zur Seligkeit gelangen kann. Nicht durch kirchliche Vermittelung, sondern durch den persönlichen Glauben wird Gott ergriffen. Allen, „die sich ärgern an solchen Reden und sprechen: Ei, so denn der Glaube Alles ist und allein gilt, warum sind denn die guten Werke geboten? So wollen wir denn guter Dinge sein und nichts thun", antwortet er in der herrlichen Schrift von der Freiheit eines Christenmenschen: „Nein, lieber Mensch, nicht also; es wäre wohl also, wenn Du allein ein innerlicher Mensch wärest und ganz geistlich und innerlich geworden, welches nicht geschieht bis an den Jüngsten Tag... Aber die selben Werke müssen nicht geschehen in der Meinung, daß dadurch der Mensch fromm [gerecht] werde vor Gott, sondern nur in der Meinung, daß der Leib gehorsam werde und gereiniget von seinen bösen Lüsten... Darum sind zwei Sprüche wahr: gute fromme Werke machen nimmermehr einen frommen guten Mann, sondern ein guter frommer Mann machet gute fromme Werke. Böse Werke machen nimmermehr einen bösen Mann, sondern ein böser Mann machet böse Werke, also daß allwege die Person muß gut und fromm sein vor allen Werken, diese aber von der guten frommen Person ausgehen. Gleich wie Christus sagt: ein böser Baum trägt keine guten Früchte, ein guter Baum trägt keine bösen Früchte." Also: nicht von einem äußerlichen Mechanismus, sondern von der Gesinnung des Menschen hängt sein Heil ab.

Die dogmatische Formulirung der gereinigten Heilslehre aber fiel unglücklich aus, weil sie unter der Einwirkung des anderen Zahnes der Zange zu Stande kam. Luther erinnerte sich seiner Gewissensängste aus der Klosterzeit, die auch später manchmal wiederkehrten; er fand, daß er trotz seinem Glauben keineswegs ein Heiliger sei und er sich so mancher Sünde anzuklagen habe; er verlor den guten Baum mit seinen guten Früchten aus den

Augen und düftelte folgende wunderliche Lehre aus. Durch Adams Sünde hat der Mensch die Fähigkeit, Gott zu erkennen und seinen Willen zu erfüllen, vollständig verloren; er ist böse geworden; das Böse ist seine Natur; und diese Natur bleibt unverändert, wenn er durch den Glauben: Christus hat meine Sünde getilgt, hat mich erlöst (denn darauf reduzirt er den Begriff des Glaubens) der Rechtfertigung theilhaftig wird. Bei der Rechtfertigung wird der Gaubende nicht etwa durch Nachahmung oder durch eine mystische Verwandlung selbst gerecht, sondern die Gerechtigkeit Christi wird ihm nur äußerlich, juristisch, zugerechnet oder mit der Gerechtigkeit Christi wird seine Ungerechtigkeit zugedeckt, so daß sie Gott nicht sieht. Von den paar hundert Stellen, die Döllinger gesammelt hat, nur zwei, die nicht zu den starken und schon in der Form anstößigen gehören. „Das Christenthum ist nichts Anderes als eine beständige Uebung dieses Artikels, daß Du nämlich dafür haltest, Du habest keine Sünde, ob Du gleich gesündigt hast, sondern Deine Sünden hängen in Christus, der in Ewigkeit ein Heiland von Sünde, Tod und Hölle ist, nach dem Spruche: Siehe, Das ist das Lamm Gottes, das der Welt Sünden hinwegnimmt . . . Der Papisten Schalkheit ist diese, daß man gerecht werde oder sei nicht allein durch den Glauben, sondern auch durch die Werke oder durch die Liebe und Gnade, so sie inhaerentem heißen. Das ist Alles falsch; denn für Gott gilt nichts, denn blos und allein sein lieber Sohn Jesus Christus. Der ist ganz rein und heilig vor ihm. Wo Der ist, da siehet er hin und hat sein Wohlgefallen an ihm. Nun wird der Sohn nicht durch Werk, sondern allein durch den Glauben ergriffen und im Herzen gefasset." Die heutigen lutherischen Theologen sagen: Ihr Katholiken versteht unsere Rechtfertigunglehre nicht. Ganz richtig: den Gallimathias dieser Herren versteht kein Mensch; aber Luther hat deutlich gesprochen; hätte er Diplomaten- und Gelehrtenlauderwelsch geschrieben, so wäre er nicht der gewaltigste aller deutschen Volksmänner geworden. So verschroben aber seine Rechtfertigungslehre aussieht und so nachdrücklich alle heutigen Protestanten, so weit sie nicht als Theologen reden, sich zum geraden Gegentheil von ihr bekennen: sie war doch eine vorübergehende Nothwendigkeit und enthält eine Ahnung der Wahrheit. Luther mußte, um seine weltgeschichtliche Mission zu erfüllen, von seiner mönchischen Sündenangst befreit werden; denn ein Aengsterling, der ohne den Rath seines Beichtvaters keinen Schritt, keinen Gedanken wagt, der aus Furcht vor der Sünde schleicht und trippelt, statt fest aufzutreten und kühn gegen Feinde, Tod und Teufel zu kämpfen, kann keine neue Zeit heraufführen. Nun sah Luther keinen anderen Weg, seine Angst los zu werden: also mußte er ihn beschreiten. Wir brauchen ihn nicht mehr, weil heute die Menschheit wenigstens grundsätzlich human geworden ist und, da Gott unmöglich schlechter sein kann als sein Geschöpf, sich ihn nicht mehr als Großinquisitor und Ober-

henker vorstellt. Und in der verschrobenen Theorie verbarg sich eine Ahnung wichtiger Wahrheiten. Die Wahlfreiheit der Scholastiker existirt nicht; der Wille des Menschen wird durch Motive bestimmt; diese wirken auf uns schon vor dem Erwachen des Gefühls der Verantwortlichkeit; und die Sünde gehört wirklich zur Natur des Menschen. Wer das Leben kennt, wer weiß, daß kräftige Selbstsucht zur Selbsterhaltung nöthig ist, wer in Pflichtenkollisionen geblutet hat, die ihm nur die Wahl ließen zwischen zwei häßlichen Handlungen, wer an die Kinder denkt, die in der Gosse der Großstadt aufwachsen, wer beobachtet hat, wie Noth und der Druck unerfüllbarer Pflichten den edelsten Menschen zum Verbrecher, zum Teufel machen können, wer gesehen hat, welches Unheil gute Menschen in bester Absicht aus Unverstand anrichten, — Der muß bekennen: die Sünde gehört zur Natur des Menschen. Und sie wird nicht, wie die alte Kirche lehrt, durch eine mystisch wirkende, heiligende Gnade, die bei der Taufe eingegossen werden soll, so zu sagen fortgeschwemmt. Daß der fomes peccati, der im Getauften übrig bleibt, nicht an sich schon Sünde ist, darin hat ja das Tridentinum Recht. Aber dieser Sündenzunder ist eben nichts Anderes als die Menschennatur mit ihren Trieben, Leidenschaften und ihrer Abhängigkeit von sozialen und Naturnothwendigkeiten, aus denen die konkupiszíblen wie die iraszíblen Sünden unvermeidlich hervorgehen und die machen, daß der Getaufte in gleicher Lage nicht anders fühlt, denkt und handelt als der Ungetaufte. Das Kind aber, von dem Jesus sagt: Wenn Ihr nicht werdet wie dieses Kind, kommt Ihr nicht in den Himmel, war ein ungetauftes Judenbüblein oder Mägdlein, das natürlich auch den Glauben im Sinn Luthers nicht hatte; dieses Kindlein wirft alle gelehrten Kartenhäuser der katholischen wie der lutherischen Theologen mit ihren Erbsünden- und Rechtfertigungdogmen über den Haufen. Die alte Kirche hat aber gegen Luther wieder darin Recht, daß sie den Glauben der lutherischen Symbole verwirft und einen Glauben predigt, der in der Anerkennung von Lehren besteht und der in Liebe wirksam ist, daß sie die Rechtfertigung als eine innere Umwandlung auffaßt und fordert, daß sich der Getaufte über seine Sündhaftigkeit keineswegs im Vertrauen auf das Gotteslamm hinwegsetzen, sondern sich dadurch beunruhigt fühlen soll. Dem Menschen ist es, im Unterschied von den Pflanzen und Thieren, gegeben und damit zur Pflicht gemacht, sich selbst zu vollenden. Daher wird von Adam und Eva das Verharren im Naturzustand als Sünde empfunden: sie schämen sich ihrer Nackheit (daraus, nicht, wie die Lüsternheit sich einbildet, aus der Geschlechtlichkeit entspringt die Scham über die Nacktheit. Den Thieren hat die Natur Haar-, Feder-, Schuppenkleider, Panzer gegeben; der Mensch hat sich zunächst äußerlich durch künstliche Kleidung zu vollenden). Der Mensch erkennt das Ideal oder, genauer gesagt: die Ideale, durch deren Verwirklichung er sich in eigener Arbeit vollenden

soll; von da ab empfindet er die Abweichung vom Ideal und das Zurückbleiben hinter diesem als Sünde und ein gewisser Grad von Verstandes- und Charakterbildung befähigt ihn, in den motivirenden Mechanismus seiner Seele regelnd einzugreifen. Er erkennt ferner, daß zwar die äußere Natur und die Gesellschaft ihn zur Sünde, zum Verbrechen zwingen, aber zugleich auch, daß er die Natur einigermaßen beherrschen und die Gesellschaftzustände ändern kann; er kann die Natur zwingen, ihm reichlichere Früchte zu gewähren, so daß er nicht nöthig hat, den Konkurrenten um den Futterplatz totzuschlagen, und er kann sittlich gefährdete Kinder aus ihrer gefahrvollen Lage erlösen, unerträgliche Arbeiterverhältnisse ändern, dem Wucher und öffentlichen Ungerechtigkeiten steuern. Solche aufklärende und hilfreiche soziale Arbeit planvoll und amtlich zu leisten, ist die Kirche eingesetzt; und wenn sie ihre Aufgabe erfüllt, so bewahrt sie damit den Getauften, daß er nicht in grobe Sünden fällt oder wenigstens nicht darin beharrt, und hilft ihm, wenn er dennoch hineingerathen ist, wieder heraus. In dieser Thätigkeit der Kirche, zusammen mit der Ordnung stiftenden Thätigkeit der Obrigkeit und der göttlichen Leitung des einzelnen Menschenschicksals, besteht die Gnade, die den Menschen nicht magisch umwandelt, sondern nur durch äußere Veranstaltungen dem Guten in ihm zum Sieg über das Böse, Schlechte und Niedrige verhilft. Die angeborene eigenthümliche Anlage wird dadurch nicht geändert; ein unedler Mensch wird durch Taufe, Buße und Gottesdienst so wenig wie durch Polizei und Strafgesetz in einen edlen verwandelt; und in einem edlen kann die Gnade nichts entwickeln, als was schon von Geburt in ihm lag.

Von dem ehrlichen und darum mit äußerster Anstrengung nach Klarheit des Ausdruckes ringenden Alexander von Oettingen will ich nicht sagen, daß er in seiner Dogmatik Gallimathias rede. Aber ich wette, daß von hunderttausend Durchschnittsprotestanten nicht hundert die Geduld haben, die zwanzig Seiten über die Rechtfertigung im zweiten Theil des genannten Werkes durchzustudiren, und nicht zehn im Stande sein werden, den Sinn des Gelesenen wiederzugeben. Was nutzt nun eine Lehre, die beinahe Niemand versteht? Das soll die Grundlehre der evangelischen Kirche sein? Die wichtigsten Sätze Oettingens lauten: „Durch die Schuldtilgung und Sündenvergebung wird nicht blos das (aus der Furcht des Sünders entspringende) Mißtrauen gegen Gott aus dem Herzen der Menschen genommen, sondern auch die Scheidewand zwischen dem heilig zürnenden Gott und dem unheilig sich fühlenden Sünder entfernt. Das Gemeinschaftverhältniß zwischen ihm und dem Vater ist dadurch wahrhaft und wirklich hergestellt. Dies vollzieht sich eben durch eine der göttlichen Heiligkeit und Liebe gleichermaßen entsprechende Gerechterklärung, durch die er dem heilsbedürftigen und für das Heil empfänglichen Sünder die Gerechtigkeit Christi zurechnet. Die dem

Gläubigen zugerechnete Gerechtigkeit darf nicht wie eine fremde oder ihm fremd bleibende, die ihm nicht auch wirklich zu eigen würde, angesehen werden, denn sonst wäre Gottes deklaratorisches Urtheil falsch und entspräche nicht dem Thatbestand." Abgesehen davon, daß sich der letzte Satz mit Luthers Aussprüchen schwer vereinigen läßt, muß man doch sagen: Der Fall, daß das Schuldbewußtsein des Sünders der Vereinigung mit Gott, also einem pflichtgemäßen Leben, im Wege stünde und daß dieses Hinderniß durch den Rechtfertigungsglauben aus dem Wege geräumt werden müßte, kommt gerade in der protestantischen Welt wohl nur bei den revivalistischen Sekten vor, so daß die ganze Theorie praktisch werthlos erscheint.

Ehrlich ist auch Georg Ellinger in seinem Lebensbilde „Philipp Melanchthon". Er sagt, zum Beispiel, von dem Ergebniß der kursächsischen Visitation 1526 und 1527: „Vielfach traf man bei den Geistlichen auf Unwissenheit und unsittliches Leben. Aber auch bei Predigern, die es ernst mit ihren Pflichten nahmen, ergaben sich schwere Bedenken. Diese machten sich besonders bei der Behandlung des Hauptgrundsatzes der reformatorischen Lehre geltend, der Rechtfertigung durch den Glauben. Daß gerade diese Lehre zu Mißverständnissen führen mußte, wenn ihre ganze Tragweite nicht deutlich zum Bewußtsein gebracht wurde (soll heißen: wenn es nicht gelang, für Luthers Idee einen besseren Ausdruck zu finden als den mit Melanchthon zusammengebrauten) leuchtet von selbst ein: leicht konnte in den zuchtlosen Gemüthern die Vorstellung entstehen, daß man nun überhaupt nicht mehr selbst an sich zu arbeiten habe, sondern sein Vertrauen lediglich auf den Glauben zu setzen brauche, der doch thatsächlich bei Denen, die so dachten, gar nicht vorhanden war. (Diese Behauptung konnte mit Luthers Aussprüchen widerlegt werden.) So lag die Gefahr nah, daß der Grundsatz gerade Das werden konnte, was den Reformatoren am katholischen Werkdienst und seiner theoretischen Begründung so anstößig war: nämlich ein bequemes Ruhekissen für solche Menschen, die jede sittliche Verantwortung für ihr Thun gern von sich abwälzen." Dem hervorgetretenen Bedürfniß paßte Melanchthon seinen Entwurf für den Unterricht der Pfarrer an, von dem Ellinger sagt: „Von der Höhe einer die religiösen Fragen mit unmittelbarster Kraft erfassenden Begeisterung steigt man hier hinunter in die mageren Niederungen eines dürftigen Lebens, dessen ganzen Inhalt die Befriedigung der gewöhnlichsten Bedürfnisse ausmacht. Dieser schroffe Gegensatz mußte Jedermann in die Augen springen, und wer auch nur einen Augenblick den pädagogischen Zweck aus den Augen ließ, konnte leicht zu der Meinung kommen, daß hier eine Abschwächung, wenn nicht gar Zurücknahme Dessen vorliege, was bisher Großes geleistet war." Konnte nicht blos, sondern mußte zu dieser Meinung kommen, wenn unter dem Großen nicht die Schriften der Honig-

monate der Reformation verstanden werden, in denen Luther die ihm vorschwebenden Ideen in großen Zügen angedeutet hatte, sondern deren unglückliche Formulirung in den späteren Symbolen und Streitschriften. Den Reformatoren war es mit der Sittenreform immer voller Ernst gewesen; hauptsächlich auf die kam es ihnen an; aber als sie sich nun nach theoretischen Begründungen ihrer Forderungen umsahen, fanden sie keine anderen als die in den Dogmen der alten Kirche; auf deren Grundlage zurückkehrend, forderten sie Zucht, Gehorsam gegen die Gebote, Liebe und gute Werke; die alte Ethik und die Rechtfertigung aus dem Glauben allein sammt der totalen Verderbniß des Menschenherzens und der Unfreiheit des Willens standen unvermittelt neben einander; den Widerspruch vermochte kein Mensch auszugleichen. Ganz unverklausulirt gesteht Ellinger in der Darlegung von Melanchthons Ethik: „Die Nothwendigkeit eines Ueberschlages der dem Menschen gebliebenen sittlichen Kräfte erwies sich von dem Augenblick an als nothwendig, da Melanchthon die Anschauungen Luthers über die Vorausbestimmung und die Unfreiheit des Willens aufgab.“

Ein paar Jahrzehnte früher hatte Melanchthon im Kommentar zum Römerbriefe gelehrt, Gott wirke Alles, das Gute wie das Böse, den Ehebruch Davids und den Verrath des Judas wie die Bekehrung Pauli. Anders konnte er ja wohl auch gar nicht lehren, wenn er vom lutherischen Standpunkt aus das neunte Kapitel des kühnen Briefes erklärte, wo gezeigt wird, wie Gott den Pharao verstockt und von den Zwillingen Rebekkas den einen geliebt, den anderen gehaßt habe, als sie noch im Mutterleibe waren und weder Gutes noch Böses gethan hatten. Die Lehre von der Unfreiheit des Willens und von der Prädestination, die innig mit dem lutherischen Erbsündedogma zusammenhängt und die sich auch auf Paulus berufen durfte, führt das Böse auf Gott zurück. Die reformirten Theologen verfolgten den Gedanken weiter, indem sie mit Luther neben dem geoffenbarten, das Böse verbietenden Willen Gottes einen verborgenen annahmen. Besonders deutlich und kräftig hat sich Calvins Jünger Beza ausgedrückt. „Gott wirkt durch jene Werkzeuge so, daß er ihre Handlungen nicht blos zuläßt, nicht blos deren Erfolg anordnet, sondern sie auch anreizt, antreibt, bewegt und lenkt; ja, was von Allem das Größte ist: er schafft sie zu dem Zweck, durch sie seine Beschlüsse auszuführen.“ Wenn jedoch auch Adams Fall von Gott beschlossen sei, so bleibe doch die Schuld auf Satan und Adam sitzen, denn Gesinnung und Zweck seien auf beiden Seiten verschieden. Satan habe zwischen Gott und dem Menschen Feindschaft säen, der Mensch, als gelehriger Schüler Satans, Gottes Thron sich anmaßen wollen, Gott hingegen — großartigste Anwendung des Satzes, daß der Zweck die Mittel heiligt! — wollte in der Rettung der Auserwählten seine Gnade offenbaren, durch die Verdammung der Bosheit der Verworfenen

sich zu seinem gerechten Gericht den Weg bahnen. „Denn wenn Adam nicht für sich und seine Nachkommen gefallen wäre, so würde weder Menschenelend, dessen sich Gott erbarmen könnte, vorhanden sein noch verdammenswerthe Bosheit; folglich könnte weder seine Barmherzigkeit noch seine Strafgerechtigkeit offenbar werden.“ Der katholische Möhler ist entsetzt ob solcher Ruchlosigkeit, wie Jeder, der in einer kindlichen Vermenschlichung Gottes befangen bleibt. Doch die umfassende und unbefangene Betrachtung der Welt und der Geschichte zwingt, anzuerkennen, daß der Teufel ein kläglicher Nothbehelf ist und daß es keine unwürdigere Vorstellung giebt als die bei wörtlicher Auffassung des Erbsündedogmas unabweisbare, Gott lasse für eine Uebertretung eines Menschen Milliarden Menschen mit zeitlichen und ewigen Qualen büßen. Alles, was in der Welt geschieht, ist auf den einen Willen des Schöpfers zurückzuführen. Nur ist dieser Wille nicht der eines launischen Despoten, der Böse schafft, um an ihrer Peinigung seine Gerechtigkeit zu zeigen, sondern Gott schafft eine Welt voll vorübergehender Leiden und Sünden, weil, wenn er Das nicht gewollt hätte, überhaupt keine Menschenwelt von ihm geschaffen werden konnte. Die leiblichen Leiden, aus denen die Seelenleiden entspringen, sind unvermeidliche Wirkungen der astronomischen Lage und der physikalischen Beschaffenheit unseres Erdballs; und diese mußte so sein, wie sie ist, weil ohne die Nöthigung zum Kampf mit den Elementen und mit Seinesgleichen der Mensch ein Weidethier und kein Mensch, der Gemüthsinhalt, der ihn zum Menschen macht und der zu unseren Lust- und Trauerspielen den Stoff liefert, nicht vorhanden sein würde.

Vor drei Jahren habe ich den ersten Band von Oettingens Dogmatik in den „Grenzboten“ angezeigt. Weil das damals Geschriebene und dieser heutige Aufsatz einander zu beleuchten geeignet sind, setze ich ein Stück aus jenem hierher:

„Wenn wir von einzelnen tiefen Geistern absehen, die, wie Augustinus, das Menschengemüth verstanden, so hat sich die Dogmatik aller Konfessionen doch in dem unfruchtbaren Cirkel bewegt: gut ist, was Gott will, und Gott will, was gut ist; und in dem ungelösten Widerspruch: Gott haßt die Sünde und verdammt den Sünder, obwohl er Beide in seinen Weltplan aufgenommen hat und ohne seinen Willen weder Sünder noch Sünden da sein würden. Oettingen bemüht sich daher, das Wesen der göttlichen Heiligkeit wie der geschöpflichen Sündhaftigkeit zu ergründen, und kommt dabei zu einem ähnlichen Ergebniß wie ich selbst. Heilig ist so viel wie heil oder gesund, sündhaft ist jede Handlung, die eine Hemmung oder Verletzung des gesunden Lebens zur Folge hat. Sündhaft, schreibt Oettingen, sei das Fürsichhabenwollen im Gegensatz zur aufopfernden Liebe, und Matth. 10, 39 deutet er: wer sein Leben auf Kosten der Anderen zu erhalten sucht, Der muß und wird es verlieren. Aber gerade diese beiden an sich richtigen Bemerkungen führen an den Punkt, wo Oettingens Erklärung versagt, weil er sich mit dem dogmatischen Vorurtheil entschieden zu

brechen scheut und die Lehren seiner Moralstatistik vergißt. Nicht nur in der Schlacht und unter Räubern, sondern auch im wirthschaftlichen Kampf' ums Dasein hat der Einzelne oft nur die Wahl, ob er sein eigenes oder eines Anderen Leben opfern will. Hat doch Oettingen selbst in seiner Moralstatistik das Gesetz gezeigt, wonach die Diebstahlziffer mit den Getreidepreisen (seit ein paar Jahrzehnten mehr mit der wirthschaftlichen Konjunktur) auf- und abschwankt, und sonst überall den Zusammenhang der Sünden, Laster und Verbrechen mit den wirthschaftlichen und gesellschaftlichen Zuständen aufgedeckt. Deshalb ist es unverantwortlich, wenn ein heutiger Theologe immer noch das Uebel ausschließlich als Wirkung der Sünde darstellt, während den modernen Denkern eher verziehen werden kann, wenn sie es eben so einseitig als ihre Ursache darstellen. In Wirklichkeit verursachen Beide einander, aber den Anfang dieser Wechselwirkung hat das Uebel, die von Gott gesetzte Welteinrichtung gemacht; denn viele tausend Jahre, bevor der wohlgenährte Theologe im gutgeheizten oder eben so gut gekühlten Studirzimmer die Abscheulichkeit der Auflehnung gegen Gottes Verbot: ‚Du sollst nicht töten!' klärlich beweisen konnte, hat der Naturmensch seinen Konkurrenten um die Jagdbeute ohne Besinnen und Grübeln erschlagen und es war ihm nicht zuzumuthen, daß er sich Dessen besonders schämen sollte vor einem Gott, der zum Verderben des Menschen das Krokodil und den Haifisch geschaffen hatte und der seine Geschöpfe bald verhungern, bald erfrieren, bald vor Hitze verschmachten ließ. Wie den Folgerungen, die sich daraus gegen die Heiligkeit und Güte Gottes zu ergeben scheinen, entgangen werden könne, hat Oettingen selbst angedeutet: dadurch, daß man die hergebrachte Vorstellung von der Allmacht preisgiebt. Gott ist nicht schlechthin allmächtig; er hatte nur die Wahl, ob er eine von Uebeln geplagte und zum Kampf ums Dasein gezwungene, daher nothwendiger Weise sündhafte, mit der Idee menschlicher Vollkommenheit vielfach in Widerspruch stehende oder ob er gar keine Menschenwelt schaffen wolle. Daß bei dieser Einsicht die von der alten Dogmatik erzeugte Gewissensangst an Stärke verlieren und die Sehnsucht nach Erlösung einen etwas anderen Inhalt bekommen muß, liegt auf der Hand. Wenn Oettingen das Schuldbewußtsein sogar als Beweis für die Richtigkeit der alten Dogmen heranzieht, so macht er sich einer handgreiflichen Verwechselung schuldig. Auf seine Frage: ‚Wie kommt es, daß wir uns schuldig fühlen wegen eines geerbten Krankheitzustandes?' lautet die Antwort: Weil wir dazu erzogen sind, gerade so wie der Hund, der jedesmal Prügel bekommt, wenn er vom Tisch Speisen nimmt. Das übertriebene Schuldbewußtsein ist entstanden in der Zeit, wo alle durch Naturgewalten verursachten Leiden für Strafen erzürnter Gottheiten gehalten wurden; es schwand mit der wachsenden Einsicht in die natürliche Entstehung der Uebel und es wurde nur durch den dogmatischen Jugendunterricht und die Predigt künstlich wiederbelebt. Was uns heute davon übrig bleibt, ist Verdruß und Scham darüber, daß unsere Person und unser Leben dem Menschenideal so wenig entsprechen, Betrübniß und Kummer darüber, daß wir die Leiden unserer Mitmenschen so wenig zu lindern und zu heben vermögen, ja, unter Umständen solche zu verursachen gezwungen werden. Uebrigens ist das Schuldbewußtsein auch in Bevölkerungen, die ganz unberührt von modernen Einflüssen unter geistlicher Leitung heranwachsen, weit seltener, als sich die Theologen einreden"; daher — füge ich heute

hinzu — ist der Schrecken und die Angst, die nach Luther und Melanchthon der unumgängliche Anfang der Rechtfertigung sind, gar nicht vorhanden.

Alle drei Konfessionen haben sich bei dem Bemühen, das Verhältniß des Menschen zu Gott theoretisch zu ergründen, in schlimme Irrthümer verwickelt, aber in allen dreien hat auch ehrliche Forschung wichtige Grundwahrheiten zu Tage gefördert, die als bleibende Errungenschaften festgehalten werden müssen. Die alte Kirche lehrt mit Recht, daß vor Gott nur der Glaube gilt, der in Liebe thätig ist, daß die Rechtfertigung in einer wirklichen Besserung besteht, daß die Sünde das ursprüngliche Wesen der Menschennatur nicht vernichtet, daß der Mensch zu seiner Erlösung mitwirken kann und muß, daß er aber dazu der kirchlichen Vermittelung bedarf, mit der ich jedoch nicht etwa priesterlichen Zauber, Absolution und Ablässe meine, sondern Lehre, Kultus und die in Sittenzucht, Armen-, Kranken- und Waisenpflege bestehende Pfarrseelsorge. Luther lehrt richtig, daß die Sünde unvermeidlich, der Wille nicht im Sinn der Wahlfreiheit frei, das äußerliche Werk im Verhältniß zur Gesinnung gleichgiltig und das kirchliche Ceremonienwesen verderblich ist, sobald es nicht mehr als Symbol zur Erhebung und Erbauung gebraucht, sondern als Zauber zur angeblichen Sündenvergebung und Seelenrettung betrieben wird, endlich, daß man sich durch die Scheu vor den Sünden, den Hobelspähnen und dem Ruß der Werkstatt, nicht lähmen lassen darf. Calvin lehrt richtig, daß es Gott selbst ist, der die Sünde und den Sünder gewollt hat, und er hat in seiner für die reformirten Gemeinden vorbildlich gewordenen genfer Theokratie die kirchliche Vermittelung in dem bezeichneten Sinn höchst wirksam organisirt; nur hat er einen wesentlichen Bestandtheil, den Kultus, preisgegeben, denn Predigt ist nicht Kultus. Das Alles müssen die Kirchenhäupter einsehen lernen und es so weit bringen, daß jede Konfession, ohne ihre Eigenthümlichkeit aufzugeben, die geschichtliche und nationale Daseinsberechtigung der beiden anderen und ihre eigene Mangelhaftigkeit anerkennt. Bei den Katholiken muß das Gerede von dem heirathlustigen wittenberger Mönch und das Herumreiten auf den unhaltbaren Uebertreibungen der Reformatoren endlich einmal aufhören. Es genügt auch nicht, daß sie die guten Charakterzüge Luthers anerkennen. Sie müssen bekennen, daß die Hierarchie des ausgehenden Mittelalters in Grund und Boden verderbt, die Heilsanstalt in eine betrügerische Ausbeutungsgesellschaft zum Nutzen hochmüthiger, habsüchtiger, leichtsinnig genießender Kirchenfürsten und fauler, unnützer Klosterleute ausgeartet, die Reformation eine Nothwendigkeit war und daß ihr auch die katholische Kirche ihre Erneuerung, die Wiedergewinnung ihrer Lebenskraft und ihrer Daseinsberechtigung verdankt. Diese Anerkennung ist für sie selbst in unseren Tagen um so nothwendiger, weil die Hierarchie aufs Neue in verderbliche Bahnen eingelenkt hat. Wenn sich die deutschen

Katholiken nicht energisch gegen den Romanismus erheben, dann wird es der Altweiberplunder von Rosenkränzen, Skapuliren, Ablässen und theils unsinnigen, theils kindischen neuen Dogmen und Andachten bei uns so weit bringen wie in Frankreich und Italien, wo nur noch die Weiber und Kinder gläubig, alle maßgebenden Männer erklärte Atheisten sind. Nach 1870 haben die deutschen Regirungen durch einen Vernichtungskrieg gegen die katholische Kirche die katholischen Männer gezwungen, ihre Vernunft und ihre Gewissensbedenken zu unterdrücken und wie ein Mann unter der katholischen Fahne zusammenzustehen; der römischen Kurie und den bigotten Mönchen diesen Dienst ein zweites Mal zu erweisen: so unklug wird keine Regirung mehr sein. Die Lutheraner aber mögen bedenken, wie einfältig es ist, die Katholiken des Semipelagianismus anzuklagen in einer Zeit, wo die ganze protestantische Welt weit über Pelagius hinaus beim reinen Naturalismus angelangt ist und kaum noch an den persönlichen Gott glaubt, geschweige denn an den Mensch gewordenen Sohn Gottes, seine Erlösung und Gnade; und die Gesellschaften zur Evangelisation mögen ihre Bekehrungskunst an ihren eigenen Theologieprofessoren erproben, die vom Evangelium nur den Einband übrig gelassen haben, nicht an den Katholiken, die noch an den Inhalt glauben. Die reformirte Konfession hat zwar ihre Zelte außerhalb Deutschlands aufgeschlagen, aber im Grunde genommen bekennt sich das gebildete deutsche Bürgerthum, so weit es nicht mit der Kirche gebrochen hat, zu ihrem verdünnten, nicht zu Luthers Christenthum. Diese Herren nun sollen, wenn sie über katholisches Ceremonienwesen spotten, daran denken, daß auch sie selbst von Jesus wenig Lob ernten würden. Haben sie die eine Hälfte des Pharisäismus, die Gebräuche, die langen Gebete und die vielen Dogmen geopfert, so pflegen sie dafür desto eifriger die andere, von Jesus nicht weniger scharf verurtheilte: die Selbstgerechtigkeit, die Tugendheuchelei, den Cant, die erbarmunglose Verurtheilung der armen Sünder und Sünderinnen, die weniger vorsichtig in der Wahl ihrer Eltern waren. Und was die erste Hälfte des Pharisäismus betrifft, so ist sie dadurch zu entschuldigen, daß in Menschen, die nicht den Himmel auf Erden haben, allerlei metaphysische, ästhetische und Gemüthsbedürfnisse erwachen, die der Arme nur befriedigen kann, wenn er katholisch oder Sozialdemokrat wird.

Neisse. Karl Jentsch.

Der begrabene Tempel.

Die dichterischen und die essayistischen Werke Maeterlincks stehen in einem lächerlich deutlichen Verhältniß von Kommentaren zu einander. Seine Prosabücher „Der Schatz der Armen“ und „Weisheit und Schicksal“ begleiteten durchaus seine Produktion; nur „Das Leben der Bienen“ stand abseits. Der an poetischen Schönheiten und bildnerischer Kunst reiche „Schatz der Armen“ und „Weisheit und Schicksal“, das sich in zahlreichen Variationen weniger Gedanken erschöpft, bezeichnen verschiedene Phasen seiner dichterischen Entwickelung. Das neuere Buch nimmt den Stoff- und Gedankenkreis von „Weisheit und Schicksal“ wieder auf, behandelt ihn aber umfassender, reicher, lebendiger. Maeterlinck beschäftigt sich im „Begrabenen Tempel“ nicht mehr nur mit der Weisheit als einer Feste gegen drohendes Schicksal, sondern sucht den psychischen Organismus als solchen in seinem Verhältniß zum Schicksal zu erfassen und darzustellen. Seine mystische Psychologie, die in „Weisheit und Schicksal“ zurückstand, die gerade von der Weisheit im Schach gehalten wurde, tritt hier wieder mehr hervor und bringt den „Schatz der Armen“ in Erinnerung. Aber sie greift nicht, wie dort, zum vieldeutigen geheimnißvollen Bilde, sie ist hier fast nur okkultistische Erfahrung und Annahme. So sind die Einflüsse beider früheren Essaybücher deutlich.

Der „Begrabene Tempel“ ist künstlerischer als „Weisheit und Schicksal“: er nimmt die Erscheinung wirklicher hin, als es dort geschah. Trotz dem fordernden Ton mancher Seiten fühlt man durch, wie Maeterlinck mehr und mehr in eine große Objektivität mündet. Freilich können wir uns der Thatsache, die schon „Weisheit und Schicksal“ in Verbindung mit „Aglavaine und Selysette“ lehrte, auch dem „Begrabenen Tempel“ und „Monna Vanna“ gegenüber nicht verschließen: Maeterlinck produzirt heute nicht primär künstlerisch, sondern erkennend. Das Essaybuch ist ursprünglicher, echter, unmittelbarer als das Drama. Das Künstlerische wird zur Zwischenstufe: denn wie Maeterlincks Werke heute aus Erkenntnissen hervorgehen, so münden sie, wenn sie eine schmale Materialisationsphäre durchschritten haben, zuletzt wieder in Erkenntnisse. Man braucht den Schluß eines heutigen Dramas von Maeterlinck nur hochzuheben, um darunter eine Erkenntniß zu finden. Etwa „Monna Vanna“: sie erlebt im dritten Akt eine unausgesprochene, theoretische, fast lehrhafte Rechtfertigung ihres Thuns — mit allen dialektischen Mitteln, die Maeterlinck zu Gebote stehen —, ehe sie handelt. Neben ihr ist in dem alten Colonna diese Rechtfertigung noch einmal personifizirt. Und des Dichters ganzes Herz hängt an der logischen und ethischen Giltigkeit dieses Schlusses. Das Stück hat eine für feinere Ohren hörbare Moral, eine Moral, die eher da war als das ganze Stück.

Im Hinblick auf Maeterlincks Essayistik spreche ich hier von seiner Kunst. Sie ist in ihrer primären, noch unpotenzirten Grundlage lediglich Gesichtsbildkunst, Raumkunst, Stimmung. Maeterlinck erlebt offenbar außerordentlich intensive, leuchtend lebendige, raumhafte innere Bilder. Er vermag sie wohl auch sehr lange unverändert vor dem geistigen Auge zu halten. Aber er kann sie nicht entwickeln. Er fürchtet die Entwickelung ganz unbewußt: denn seine Bilder, die keine große Verwandlungintensität besitzen, drohen, zu zerfließen. Dafür ist ganz besonders charakteristisch das kleine Drama von den „Sieben Prinzessinnen". Es geht nicht vorwärts, sondern bringt nur Retardation. Ein schönes, phantastisches Bild wird eine Viertelstunde lang vor unsere Augen gehalten, immer neue Motive verzögern sein Zergehen; sobald ein eigentliches Geschehen beginnt, muß der Verfasser den Vorhang herabrufen. Maeterlinck hat freilich bald eine Stimmung gefunden, in deren Grenzen er auch Entwickelung geben konnte, die sich wie mit ehernem Ringe um seine Bilder legte, daß sie nicht auseinanderflossen: das Grauen. Es wurzelte, wie seine frühen, unendlich lebensfremden Gedichte beweisen, tief in ihm. Es konnte eine wahlverwandte Verbindung mit seinen inneren Bildern eingehen; es blieb aber auch wohl die einzige Lebensmacht, die sie durchdrang, das einzige ganz Dichterische in ihnen, — im Gegensatz zu dem Bildkünstlerischen, das vorherrscht. Fast all seine wirklich gelungenen Dramen und Szenen stehen im Zeichen dieser Macht; und er wird fast unmittelbar schwächer, wenn er sich vom Grauen abwendet. Er verwirft dieses Grauen, das Lebensempfindungen entfloß, verwandt denen unserer Romantiker, jetzt ausdrücklich. Aber er hat noch kein neues künstlerisches Positivum an seine Stelle gesetzt. Was jetzt die Entwickelung in seinen Dramen bewirkt, ist ein Accidens; sie entwickeln sich nicht aus sich: ein fremdes Element verwandelt sie. Ein tiefe Erkenntnisse Erlebender möchte das Richtige rechtfertigen, das ethisch allgemein, nicht der persönlichen Veranlagung einzelner Gestalten nach, Richtige. Das steht im Kontrast zu der Quelle seiner Kunst. Maeterlincks Zukunft muß sein, wenn wir auf sie hoffen sollen, daß seine menschliche Entwickelung nicht in sein Kunstwerk einfließt und es enteinheitlicht, wie jetzt, sondern daß sie im Quell seiner Kunst versinkt, sich auflöst und die ursprüngliche Anlage verwandelt. Jahre können dies Ergebniß bringen.

Der „begrabene Tempel" steht künstlerisch dem Ursprung näher als „Monna Vanna", in der „Weisheit und Schicksal" mächtig ist und in der Maeterlinck einen Hauptsatz aus diesem Buch — daß in Gegenwart eines Weisen eine Tragoedie unmöglich sei — sehr zum Nachtheil des Stückes erweist. Der „begrabene Tempel" hat engeren Zusammenhang mit der primären Künstler-Persönlichkeit in Maeterlinck. Der Künstler, der seine Bilder mit dem eisernen Ring des Grauens vor geheimnißvollen Mächten um-

schmiedet, dessen Gestalten immer von einer nebelhaften, verschwommenen Ferne umgeben sind, aus der unbestimmte Gefahren auftauchen, in der Abgründe lauern und in die hinein das Glück wie in einen schweigenden Strudel fortgezogen werden kann, dieser Künstler sucht einen Gedankenhalt, ein Unverrückbares in den ziehenden Nebeln, die alles Unbekannte bergen und von denen er sich auch im täglichen Leben rings umflossen fühlt. Wohl in jedem reifenden Leben vollzieht sich dieser Umschwung, der uns dazu führt, dem Unvorhergesehenen, Unberechenbaren und durch keine Ueberlegung zu Bestimmenden in allen Dingen eine größere Macht zuzuschreiben als den wenigen am Tag liegenden Motiven; ein Umschwung, der insofern auch eine Wandlung in unserem Handeln bedingt, als wir uns gewöhnen, mehr nach großen Lebensstimmungen, aus wachen Gefühlen heraus zu handeln als aus kleinlichen Ueberlegungen und Berechnungen; ein Umschwung, der uns nur dann noch innere Ruhe finden läßt, wenn wir des Gefühles sicher sind, uns auf den Instinkt verlassen, ihn nicht durch Reflexionen, die ja doch nur über die Außenseite der Dinge hingleiten, getrübt und abgelenkt zu haben. Er vollzieht sich nicht ohne Angstgefühle, Besorgnisse und hastige Unsicherheit, nicht ohne die Ruhe des Menschen für eine Zeit lang gänzlich zu erschüttern. Nun ringt der Mensch danach, die Ruhe wiederzufinden, das Unbekannte zu ergründen. Hier ist eine Aeußerung und ein Wirken des unbewußten, ausstrahlenden Willens; je gewaltiger er ist, in um so kühneren und genialeren Gedanken wird er sich spiegeln, mit um so tieferen Erkenntnissen wird er das formlose Unbekannte formen, um so sicherer wird er durch das Flüchtige bis in das Beharrende hinabtauchen. In Maeterlinck ist nicht viel von einem mächtigen, gestaltenden Willen; der Gedanke an einen solchen Willen tritt bei ihm kaum hervor; dieser Dichter sinnt mehr einem vermeidenden Erkennen nach. Wie sich die Bilder des Phantasten von denen des Realisten unterscheiden, so seine Gefühle von den realen Gefühlen. Maeterlinck spricht einmal von Gefühlen, die noch zur Hälfte Ideen sind, und von Ideen, die auf dem Wege sind, Gefühle zu werden. In diesem schattenhaft-phantastischen Zwischenreich herrscht er. Solcher Gebilde ist der „begrabene Tempel“ voll.

Goethe sagte am elften März 1828 zu Eckermann: „Jede Entelechie nämlich ist ein Stück Ewigkeit; und die paar Jahre, die sie mit dem irdischen Körper verbunden ist, machen sie nicht alt. Ist diese Entelechie geringer Art, so wird sie während ihrer körperlichen Verdüsterung wenig Herrschaft ausüben, vielmehr wird der Körper vorherrschen, und wie er altert, wird sie ihn nicht halten und hindern. Ist aber die Entelechie mächtiger Art, wie es bei allen genialen Naturen der Fall ist, so wird sie bei ihrer belebenden Durchdringung des Körpers nicht allein auf dessen Organisation kräftigend und veredelnd einwirken, sondern sie wird auch, bei ihrer geistigen Uebermacht,

ihr Vorrecht einer ewigen Jugend fortwährend gelten zu machen suchen." Goethe spricht von anderen Seiten der Entelechie als Maeterlinck; aber Beide umschreiben ganz das selbe Unnennbare. Das ist der begrabene Tempel, das unbewußte Ich, der kosmische Kern der Persönlichkeit, die Quelle, aus der uns Wesenheit, Allleben durchströmt, das Kraftcentrum, aus dem — in der Anschauung der Okkultisten gesprochen — sich nach innerem Bilde die Erscheinung materialisirt. Das Beiwort „begraben" verdunkelt den Sinn. Man kann von dem Samenkorn nicht sagen, daß es begraben ist. Doch ist das Wort, da im Buch wenig darauf Bezug genommen wird, nebensächlich.

Der erste Essay behandelt das „Mysterium der Gerechtigkeit". Scharf und fein trennt Maeterlinck die häufige objektive Vergeltung in der Logik der Thatsachen von dem instinktiven, zarten und subjektiven Gerechtigkeitsinn, die vielfach kritiklos zusammengeworfen werden. Vieles ist an diesem Aufsatz wundervoll, auch künstlerisch ergreifend, wie die Schilderung des Weisen, der, inmitten des ungeheuren Wirkungbereiches der Götter, aus dem Lichtkreise seiner einsamen Lampe mit entsagender Schwermuth in die weite Ungerechtigkeit hinaussieht und über den Maeterlinck wirkend hinauszugelangen trachtet; viele Gedanken sind beglückend und das hohe, leidende Gerechtigkeitgefühl, aus dem der Essay hervorging, zwingt zur Verehrung. Aber ob nicht Maeterlinck, wenn er glaubt, die Gerechtigkeit begreife die Liebe als einen Theil in sich, das größere, umfassendere, ursprünglichere Problem verkennt? Gewiß ist seine Anschauung, daß wir drei Viertel alles menschlichen Elends den unbekannten Schicksalsmächten abnehmen und auf ganz irdische Mängel, abstellbare Mängel, zurückführen müssen, fähig, neue reformatorische Kräfte zu erzeugen. Aber darum wird Gerechtigkeit doch immer ein Abgrund bleiben, an dem die Gedanken schwindelnd vorübergehen; ein Begriff, der, wenn man ihm ernst nachsinnt, alles Feste zerstört, um sich dann selbst aufzulösen, in dessen Nothwendigkeit schon seine Aufhebung liegt. Die Gerechtigkeit ist kein Mysterium, sondern ein komplizirtes Gedankenerzeugniß, ein für das Leben dieses Erdsterns nothwendiger Gebrauchsbegriff, eine gefühlsmäßige menschliche Verdunkelung des an sich schon dunklen Kausalitätgedankens.

Maeterlinck hat dem Mysterium gegenüber, das ihm einst Alles war, jetzt auch skeptische Stunden, wie der zweite Essay, „Die Entwickelung des Mysteriums", beweist. Er verkündet Goethes Prinzip: sich auf der äußersten Grenze Dessen zu halten, was zu begreifen ist, aber diese Grenzen nie zu überschreiten. Hier möchte ich die Entwickelung des tieferen Mystikers beginnen sehen, vor dessen Auge sich das Mysterium aus dem Unbegreiflichen, mit seiner Lebensfülle die Welt verwandelnd, in das scheinbar Begreifliche hinüberwendet. Die letzten drei Studien, „Die Vergangenheit", „Das Glück", „Die Zukunft", hängen eng unter einander zusammen. Sie ganz besonders

stellen den Menschen inmitten der unendlichen, ihn umgebenden Mächte dar. In ihnen ist das Bewußtsein eines transszendentalen Ichs überall deutlich. Diesem „tieferen Dasein, das zu einem Theil in eine Vergangenheit hinabtaucht, die der Geschichte unerreichbar ist, und zum anderen in eine Zukunft, die Jahrtausende nicht erschöpfen werden", schreibt Maeterlinck etwa die Funktionen zu, die Mesmer dem „inneren Sinn", dem von der Allfluth unmittelbar berührten Nervensystem, überläßt. Mesmer erscheint hier materialistischer; und Maeterlinck steht der Anschauung goethischer Entelechie näher als ihm. Nach der aus seinen früheren Prosawerken bekannten Geistesrichtung scheint es nur konsequent, da Maeterlinck die Vergangenheit nicht als unveränderlich ansieht, sondern in ihr etwas durch die jedesmalige Gegenwart Gewandeltes erblickt; ein überzeugender, wenn auch nicht durchaus neuer Gedanke.

Das Buch ist nicht ganz einheitlich. Die Essays stehen schon in ihrem Umfang unharmonisch zu einander: das „Mysterium der Gerechtigkeit" ist fast ein Buch im Buche. Auch in sich sind die einzelnen Aufsätze, wie wirs bei Maeterlinck gewöhnt sind, nicht streng disponirt. Es fehlt ihnen, obgleich sie in dieser Beziehung mir weit über „Weisheit und Schicksal" zu stehen scheinen, die durchgreifende gedankliche Gestaltung. Ich kann mich dem Eindruck nicht verschließen, daß auf diesem Mangel der Trieb in dem Künstler beruht, seine Gedanken, nach ihrer ursprünglichen Niederschrift, noch einmal in einer künstlerischen Gestaltung, die die innere Disposition ersetzen muß, wiederkehren zu lassen.

Weimar. Wilhelm von Scholz.

Abend.

Der Abend leert des Tages Sonnenbecher
Bis auf die Neige aus
Und reckt sich schläfrig dann ins Land hinaus,
Ein süßberauschter Zecher.

Und mählich wird sein Athmen schwächer, schwächer,
Und haucht zuletzt in Duft und Nebel aus;
Die ziehen ihr Gespinnst von Haus zu Haus
Und schwere Stille legt sich auf die Dächer.

Nur dort aus schwarzversteckter Winkelgasse
Dringt wilder Schänkenlärm und Würfelschlag
Und trunkner Dirnen lüstern dreistes Reden.

Und hinter jenen halbgeschlossnen Läden
Zählt eine junge, schmerzgequälte, blasse,
Totkranke Frau die Stunden bis zum Tag.

München. Alexander von Bernus.

Ein Romanstoff.

Doktor: Was schreibst Du jetzt, Freund?

Rodam: Ich? Nichts. Und Du?

Doktor: Eben so viel. Ich habe wenigstens einen guten Grund, nichts zu schreiben. Denn mir fällt nichts ein.

Rodam: Das ist gar kein Grund. Wer Schriftsteller ist, braucht doch keine Einfälle. Die sind nur für Solche nothwendig, die sonst nichts zu schreiben wissen.

Doktor: Aber, zum Satan, ich möchte mich redlich ernähren. Was mühe ich mich ab! Immer auf Jagd nach Gedanken, nach neuen Ideen. Ach... alles Brauchbare ist schon ausgenützt.

Rodam: Einen Einfall wirst Du doch haben.

Doktor: Manchmal nicht einen einzigen.

Rodam: Wenigstens den, nicht nach Einfällen zu jagen, sondern das Leben abzuschreiben.

Doktor: Als Mann der Zunft solltest Du klüger sprechen. Du weißt doch, daß das Leben, so üppig es auch sei, als poetischer Stoff nicht genügt, wenn der Künstler nichts dazuzugeben hat. Ich tröste mich nur damit, daß auch Du an Stoffarmuth leidest.

Rodam: Ich? An Stoffarmuth? Im Gegentheil, der Stoffwechsel geht in meinem Organismus zu rasch vor sich. Das verstehst Du nicht? Sieh: Du schreibst nichts, weil Du keine Einfälle hast, ich schreibe nichts, weil ich deren zu viele habe. Stündlich kommen sie, — und gehen wieder. Keiner bleibt haften, einer verdrängt den anderen, giebt sich im Augenblick glühend, vielversprechend, um im nächsten wieder zu verblassen.

Doktor: Und Du hast kein Notizbuch?

Rodam: Als ob es sich um das Gedächtniß handelte! Um die Begeisterung handelt es sich. Jetzt, auf dem Wege zu Dir, sind mir mehrere Stoffe aufgestoßen; einer davon ist noch ganz frisch und gährt wie Teig im Backtrog.

Doktor: O Einfallkrösus! Gieb Almosen!

Rodam: Ja Freund, kannst Du denn Stoffe brauchen, die nicht Dein Eigenbau sind? Kannst Du Fremdes verarbeiten? Dann bist Du gar kein Künstler; oder ein sehr großer. Ich wüßte mit der besten Idee nichts anzufangen, wenn sie nicht eigener Einfall wäre.

Doktor: Ich kann Alles brauchen. Gieb Almosen, Krösus.

Rodam: Sehr gern. Ich schenke Dir den Stoff. Bis ich an meinen Schreibtisch komme, wäre er ja doch wieder verflogen. Genirts Dich, wenn vom Irrenhaus die Rede ist?

Doktor: Herrlich! Da brauchen wir gar nicht folgerichtig zu sein.

Rodam: Aber natürlich nicht. Man läßt die Leute das krauseste Zeug sprechen: Das ist da die beste Charakteristik. Und wenn Dir die Rezensenten in der Handlung den Mangel an Folgerichtigkeit vorhalten, so sage nur, im Irrenhaus gebe es keine Logik. Nichts dankbarer, als mit Narren zu arbeiten.

Doktor: Also Freund, packe aus!

Rodam: Das Almosen, meinst Du?... Gut. Ich schenke Dir folgenden Novellenstoff. Bei gutem Haushalt kannst Du auch einen Roman daraus machen. Entsprechend lange Milieuschilderungen und einige Episoden wirst Du doch aus Eigenem zu besorgen im Stande sein. Zu passen brauchen sie ohnehin nicht; dafür sind es Episoden. Im Leben führt der Zufall Allerlei durcheinander; bringst Du kein Kunstwerk fertig, so rede Dich aufs Leben aus; die alten Literaturschnürfler werden sich grollend verhalten, aber die modernen lassen Dich mitlaufen. Hauptsache ist schließlich doch immer die Zahl der Druckseiten: sind ihrer über dreihundert, so ists ein Roman.

Doktor: Etwas gering taxirst Du mich, Freund. Demüthigen soll man selbst den Bettler nicht. Bin ich zwar kein Genie, so bemühe ich mich doch, ein redlicher Erzähler zu sein.

Rodam: Verzeihe mir. Ich sprach auch nur zum Fenster hinaus. Du siehst: die Straße ist belebt; ein halbes Dutzend Schriftsteller jüngster Sorte wird doch darunter sein, das sich meine Auslassung zu Nutzen machen kann.

Doktor: Höre, Geschätzter. Wenn Du jeden Deiner Stoffe so mit allerlei boshaften Glossen verzudelst, dann glaube ich gern, daß sie Dir unverrichteter Sache wieder davonlaufen. Auch der meine wird Dir abhanden kommen, ehe Du ihn hergiebst.

Rodam: Ein schönes großes Landgut kannst Du Dir vorstellen.

Doktor: Zur Noth vorstellen kann ich mirs.

Rodam: Gut. Es kann sehr behäbig und idyllisch geschildert werden. Ein altes, festgesessenes Bauerngeschlecht, ein Edelhof, so daß sich der Leser gleich einheimt. Und da sind zwei Brüder. Der eine ist ein praktischer, schlauer Kopf, der vor keiner That zurückschreckt, wenn er damit für sich Etwas erreichen kann. Du magst ihn Achat nennen, damit dem Leser ja stets im Gedächtniß bleibt, daß er der Starke ist. Der andere Bruder, der Dagobert heißt, ist ein überspannter, phantastisch veranlagter Mensch, der für alle möglichen Wunderlichkeiten Geld verschwendet. Du weißt, daß man solche Eigenschaften nicht mit schönen Worten aufzählt, sondern durch einzelne Lebensäußerungen und Thaten veranschaulicht. Nun, diese Brüder sind die gemeinsamen Herren des Landgutes, was besonders begründet werden muß, weil es bei Edelhöfen in der Regel nicht zutrifft. Dem Achat ist natürlich nicht nach Sinn, daß er den Besitz mit einem Zweiten theilen muß, noch dazu mit einem halben Abenteurer, der die Wirthschaft schädigt und mit seinen Thorheiten die Würde des Hofes stört. Er versucht mancherlei Mittel, um den Bruder Dagobert aus dem Mitbesitz zu verdrängen. Zum Beispiel kannst Du schildern, wie er dem phantastischen Bruder Geld giebt und ihn mit einer schönen Zigeunerin verkuppelt, in der Hoffnung, daß er mit ihr durchgehen werde. Das geschieht; doch Dagobert kommt nach einiger Zeit wieder heim, zerlumpt, zerfahren, noch toller als früher. Dann beginnt Achat, ihn zu reizen, so daß er in seiner Art die unsinnigsten Streiche begeht. Und nun kommt der Doktor Hilfe. Nenne ihn unbedenklich Hilfe, denn es hat immer etwas Komisches, wenn ein Beruf oder Charakter durch den Personennamen angedeutet wird, der das Gegentheil besagt. Doktor Hilfe ist eine halb humoristische Figur; er giebt sich sehr bieder und einfältig, ist aber der durchtriebenste Kujon. Er ist Arzt; einer, der sich besonders auf Geisteskranke versteht, wes-

halb er immer daran ist, seine Praxis vom Lande in die Großstadt zu verlegen, wo die Leute, wie er sagt, so gescheit würden, daß sie überschnappen. Derlei boshafte Bemerkungen, mit recht einfältigem Gesicht gesagt, verfehlen die Wirkung nie. Solltest Du nicht in der Lage sein, diesen Doktor geistig komisch zu fassen, und doch auf ihn ein Uebriges verwenden wollen, so statte ihn mit einem leiblichen Gebrechen aus, das drollig wirkt: einem Höcker, einem Kropf, Säbelbeinen, näselnder Stimme. Aber die Warze mit den Härchen auf der Nase möchte ich Dir nicht rathen. Das ginge zu weit; denn der Mann muß auch ernst genommen werden. Er ist Hausarzt beim Gutsbesitzer Achat, wo er sich täglich einfindet, und soll diesen Mann von einer hartnäckigen Ischias und von einem lästigen Bruder befreien. Da kannst Du nun hübsche Feinheiten anbringen. Es steht Dir frei, den Dagobert ohne Weiteres vom Doktor Hilfe für geisteskrank erklären oder ihn noch weiter reizen und drängen zu lassen, bis er so große Narrheiten begeht, daß er reif fürs Irrenhaus scheint. Der zweite Weg wird besser sein. Aber sich hüten vor Uebertreibung! Die Wahrscheinlichkeit und Billigkeit muß immer auf der Seite Achats und des Arztes bleiben; ein rührendes Mitleid und eine ungeheure Rücksichtnahme für den armen Kranken müssen sie entwickeln, bis sie ihn endlich im Irrenhaus haben. Dazu brauchst Du nicht mehr Schurken als zwei; die übrigen maßgebenden Personen lasse nur gleichgiltig den Amtsschimmel reiten. Sie brauchen kein Auge zuzudrücken, weil sie nie eins offen hatten. Die Schlamperei mußt Du mit einem gewissen Geschmack schildern, so recht im Milieu österreichischer Gemüthlichkeit.

Doktor: Aber was soll ich denn nachher im Irrenhaus mit dem Mann anfangen? Da wird er mir ja wirklich ein Narr?

Rodam: Gott behüte! Da wird er erst klug. Dagobert ist von vorn herein als ein Charakter gedacht, den nur die sogenannte vernünftige Welt zum Wahnsinn treibt und der in Gesellschaft der Irren erst seinen Maßstab und seine Kräfte findet. Nachdem er vergeblich Alles versucht hat, um zu überzeugen, daß er gesund ist und nicht ins Irrenhaus gehört — Das giebt Gelegenheit zu rührenden Zügen —, nachdem er eines Tages vor Empörung wirklich in Raserei ausgebrochen ist und sein Schicksal damit endgiltig besiegelt hat, kommt der entscheidende Punkt. Paß auf! Dagobert wird ganz ruhig, ergiebt sich in die Lage und zeigt ein Benehmen, das ihn nicht nur bei vielen Leidensgenossen, sondern auch bei den Wärtern und Aerzten beliebt macht. Man läßt ihm hier und da Freiheit, schenkt ihm Vertrauen; in der Anstalt herrscht die Anschauung, daß ers nicht lange machen wird, weil er an Gehirnerweichung leide. Deute Das nur an. Zeige aber oft, daß Dagobert auf die Irren einen großen Einfluß gewonnen hat, daß er vielen sogar seinen Willen zu suggeriren weiß. Unter den Wahnsinnigen mußt Du einige besonders wilde Kerle bereit halten, auch etliche Furien. Und nun kommt die Nuß, die Du selbst aufbeißen mußt. Es ist eine Gelegenheit zu finden und zu motiviren, daß unter Dagoberts Führung eines Tages die meisten Geisteskranken aus der Irrenanstalt entkommen. Das ist die schwierigste, gefährlichste und wichtigste Stelle der Erzählung. Die muß lange vorbereitet werden. Einzelne Kranke, die dabei eingreifen, müssen schon früher hervortreten. Dann, im geeigneten Moment, muß ein günstiger Zufall die Flucht der Irren gelingen lassen. Eine Revolte, eine Feuersbrunst oder einfach die

Schlamperei der Aufseher. Kurz: ihrer sechzig oder siebenzig Personen entkommen ins Freie und folgen Dagobert, den sie für ihren Erretter halten. Dagobert führt den abenteuerlichen Zug der Narren und Tobsüchtigen ins Gebirge, und zwar der Gegend zu, wo das Landhaus seines Bruders steht. Unterwegs läßt Du drollige und schauerliche Szenen spielen. Dagoberts Einfluß muß aber so gewaltig sein, daß sie nicht auseinander laufen, sondern in einer großen Rotte zur Nachtzeit heimlich das Landhaus anschleichen. Die Absicht Dagoberts erräthst Du ja schon; laß sie auch den Leser bei Zeiten errathen — denn Das erhöht die Spannung —, laß sie aber nicht deutlich aussprechen.

Doktor: Das ist mir zu grauslich. Das giebt Mord und Brand.

Rodam: Möglich. Aber nicht nothwendig. Das steht in Deiner Gewalt. Ich habe schon gesagt, daß bei Geisteskranken die Logik wegfällt. Du kannst sie nach Belieben herrschen oder fallen lassen. Daß Dagobert sein Kriegsheer mit allerlei Vorspiegelungen und Finten gehörig fanatisiren muß, ist selbstverständlich. Doch ob es ihm gelingt? Ob diese wüste Schaar nach einem Ziel hin lenkbar ist? Dagobert muß seiner Sache völlig sicher sein. Im Leser darfst Du darüber als Erzähler keinen Zweifel aufkommen lassen; der muß ihm selbst kommen. Und wenn Das, was der Leser ahnt, wirklich eintritt, dann hast Du gewonnenes Spiel: dann gefällt ihm die Geschichte. Wenn sie anders ausgeht, als er der Entwickelung nach erwartet, mag er überrascht sein, aber nicht befriedigt.

Doktor: Also wie? Was?

Rodam: Es ist eine schwüle Gewitternacht. Die Geisteskranken lagern im Walde und sind sehr erregt. Dagobert huscht flüsternd unter ihnen umher, sucht ihnen in kurzen Schlagworten das Elend des Irrenhauses ins Gedächtniß zu rufen und erinnert an die bösen Urheber, die sie dahin ausgeliefert haben. Zeigt ihnen dann im Blitzschein das Haus, in dem ihr Feind wohnt, und läßt die Furie los auf das Landhaus seines Bruders. Was geschieht? Einer der Tobsüchtigen stürzt sich auf die Thorsäule und traktirt sie mit Faustschlägen. Ein Anderer schmettert gräuliche Verwünschungen in die Strohkammer, schleudert seine Lunte in den Wassertrog und lacht hohl auf, als sie zischend verlöscht. Ein Anderer, einer der Tobsüchtigsten, legt sich zum Kettenhund, kost und spielt mit ihm, wie mit einem kleinen Kinde. Ein rasendes Weib fährt in die Haare einer anderen und ein alter Mann holt aus dem Stall einen Pferdekotzen und hängt sich ihn um wie einen langen Schleppmantel. So schreitet er würdevoll über den Hof und rügt wohlwollend die Uebrigen, daß sie nicht aufs Knie fallen, um ihn gebührend zu grüßen, dieweilen er der König des Morgenlandes sei. Auf dem Dachfirst sitzt ein Mädchen, strählt ihr Haar und singt das Lied von der Loreley. Das sind nur so hingeworfene Einfälle. Du kannst sie nach Belieben ändern, erweitern und den Auftritt so bizarr wie denkbar gestalten. Du kannst den Spuk rings um das Gehöft die ganze lange Nacht andauern und den eingeschlossenen Besitzer Achat in Todesangst verzweifeln lassen. Du kannst die Irrsinnigen schauerlich wirthschaften lassen mit Verwendung dämonischer Genialität. Hast Du die im Augenblick nicht zur Hand, so kannst Du die Szene beenden, wann Du willst. Einige Knechte, die aus den Fenstern herausschießen, zerstreuen die ganze Bande auf einen Wink Deiner Feder.

Doktor: Und dann? Wie geht es aus?

Rodam: Daß Du doch nicht einen Schritt weiter gehst, als man Dich schiebt! Laß den Stoff nur hübsch liegen, wenn er Dir nicht einmal so viel Interesse erregt hat, daß Du schon selbst irgend einen bestimmten Ausgang wünschest. Wenigstens müßte doch das Praktische entscheiden. Arbeitest Du für ein Familienblatt, so muß natürlich poetische Gerechtigkeit walten. In diesem Fall hätte Dagobert mit einigen Tobsüchtigen in das Gemach seines Bruders zu dringen und den Achat zu erschlagen, worauf er selbst prompt von den Wahnsinnigen erdrosselt wird. Pikanter ists aber, wenn Du diesen Doppelmord gut vorbereitest, geschickt und aufregend zuspitzest, die Erzählung aber unmittelbar vor der Katastrophe endest, so daß der verblüffte Leser nicht weiß, was schließlich geschehen ist. Daß giebt dann viel Hin- und Herrederei, verschiedene Meinungen und Polemiken und die Geschichte hat gleich ihre billige Reklame. Willst Du aber auf den Schluß gar nichts verwenden, so höre — wenns Dich nicht mehr freut — einfach zu schreiben auf und mache einen Punkt. Dann bist Du der Mann der neuen Dichterschule.

Doktor: Der Schluß würde sich am Ende wohl finden. Und der Stoff ist nicht ohne. Ist Dir das Alles auf dem Wege zu mir eingefallen?

Rodam: Alles nicht. Das Meiste ist mir erst jetzt eingefallen und klar geworden, während ich Dir erzählte.

Doktor: Und warum schreibst Du die Geschichte nicht selbst?

Rodam: Weil ich im Augenblick damit nicht anfangen kann und morgen Alles wieder verflogen ist.

Doktor: So könntest Du Dir das Thema doch kurz notiren.

Rodam: Ich sagte ja schon, daß es sich um Stimmung, Begeisterung, Leben, nicht um Notizen handelt.

Doktor: Stimmung, Leben? Wie meinst Du Das?

Rodam: Ja, empfindest Du nichts für den Stoff?

Doktor: Nun, ich denke, so was kommt während der Arbeit.

Rodam: Darauf ist kein Verlaß, sage ich Dir. Dann laß das Ding lieber bleiben. Im Anfang ist das Leben.

Doktor: Im Anfang war das Wort. Ich beginne, Worte zu schreiben; das Weitere wird dann schon kommen.

Rodam: Ich bitte Dich, laß es bleiben.

Doktor: Nein. Du hast mir den Stoff geschenkt. Zurück gebe ich nichts.

Nach längerer Zeit erkundigte Rodam sich bei seinem Freunde nach dem Fortgang der Arbeit.

„Sie ist schon fertig", sagte der Doktor. Demnächst kannst Du sie in der ‚Zukunft' lesen.

Und hier steht sie abgedruckt. Weiter hat es der Doktor damit nicht gebracht.

Krieglach. Peter Rosegger.

Selbstanzeigen.

Von des Lebens letzten Räthseln. Eine lyrische Symphonie. Verlag Neuer Literatur (Szelinski & Co. Sep.-Kto.) Wien. Preis: 1,50 Mark.

„Wer ein einziges Mal
Schauernd erschaut
Das Angesicht der Kunst,
Daß betend in die Knie er fiel
Und sein Haupt verhüllte,
Der kann nicht mehr verderben."

„Zwei Körper: Eins;
Und der Einheit
Entringt sich der Dritte.
Kunst und Leben
Und Leben und Kunst
Zeugen zusammen,
Schaffen gemeinsam:
Die Freude,
Die freie, lachende Freude."

Ernst Limé.

Aus dem Nichts zum Glauben. Dritte Auflage in neuer Bearbeitung. Berlin, Hugo Bermühlers Verlag. 1903.

Die Kluft zwischen dem dogmatischen Bekenntniß und dem positiven Wissen ist auch heute noch nicht geschlossen. Hüben und drüben scheint man kaum noch an die Möglichkeit einer Ueberbrückung zu glauben. Und dennoch wird sie eines Tages erreicht sein. Aus dieser Zuversicht ist meine Schrift erwachsen; ich will zufrieden sein, wenn sie Andere den selben frohen Glauben lehrt.

Hamburg-Hohenfelde. Friedrich Robert.

Fegefeuer. Karl Henckell & Co., Leipzig. 2 Mark.

Mag als kleinsten aller Scherben
Mich das große Grab erraffen:
Niemals können Lieder sterben,
Die der Weltgeist selbst geschaffen.

Ich, mit dem er sie geschrieben,
Bin vom Dünkel nicht gekitzelt,
Weiß ich doch, daß meine Lieben
Er gedacht und ich gekritzelt.

Und genug dann des Geflötes!
Fällt mein Ich dem Nichts zum Raube,
Lege still ich mich zu Goethes
Und Herrn Meier-Müllers Staube.

Doch des Geists beredtes Schweigen
Lugt aus meiner Holperreimniß,
Und was nimmer war mein Eigen,
Trinkt zurück das Urgeheimniß.

Wem mein Feuertrank nicht mündet,
Zeigt, daß ihn der Geist nicht kenne.
Als das Weltall ich entzündet,
Krähte weder Hahn noch Henne.

Vor dem Allzuviel der Hülle
Dringt man nie zum Kern, zur Einung,
Und die tiefste Lebensfülle
Weicht dem Blendwerk der Erscheinung.

Kiel. Kurt Piper.

Mihi et Mundo, Gedichte, Wien, Verlag neuer Literatur, Szelinski & Co.

Ihr kleinen Lieder, nun gehts weit hinaus,
Wo keine Seele mehr den Dichter nennt;
Und kehrt Ihr einmal staubbedeckt nach Haus,
Wer weiß, wer weiß, ob er Euch wiederkennt?
Die Burschen, welche dort die Straße ziehn,
Sie singen Eurch vielleicht im Zecherkreise
Mit trunknem Mund zu frechen Melodien.
Vielleicht, daß Ihr als Leierkastenweise
Jedwedem tönet, der nach Euch begehrt;
Doch mags auch sein, daß einst ein junges Ding
Die stille Wehmuth Eurer Verse ehrt,
Ein zartes Blut, so ohne Zier und Ring,
Das sich nach Liebe und nach Treue sehnt
Und das doch ungekannt vergehen muß;
Vielleicht auch, daß Ihr Niemandem ertönt
Und daß nur, taumelnd zwischen Bier und Kuß,
Euch eine junge Dirne leise spricht . . .
Die Dirne, der ich einst mein Herz geschenkt
Und die bei einem tragischen Gedicht,
An mich und ihren toten Frühling denkt.
Und wenn dann eine Thräne ungesehn
Aus ihrem Auge still zu Boden rinnt,
So will ich Dir, mein Lied, entgegengehn,
Wie dem verlornen, wandermüden Kind,
Das still dahinwankt, seiner Heimath zu,
Und will Dir leise sagen: „Halt nun Rast,
Weil Du der armen Seele Trost und Ruh
Und heiße Thränen neu gegeben hast."

Wien. Alfred Kleinberg.

Die Halbseele. Otto Janke, Berlin. 4 Mark.

Was dieser Roman will, sagt sein Titel. Inmitten einer Zeitströmung, die nur das Ganze gelten läßt, gleichviel, in welcher Richtung es sich bethätigt, will er die Zwitterstellung der halben Seele charakterisiren. Zum Glauben zu schwach und nicht stark genug, um ohne den Glauben zu leben: an wie Vielen hat dieses Schicksal der halben Seele sich erfüllt, wie Viele sind an ihm zu Grunde gegangen! So erfüllt es sich auch an dem Helden dieses Romans, der sich im harten Daseinskampf des Arztes, in den unerbittlichen Anforderungen an den Chirurgen eines großen Stadtlazareths, in persönlichem Konflikt mit seinem „ganzen" Chefarzt, an seiner halben, glauben wollenden und nicht glauben könnenden Seele innerlich verzehrt.

Danzig. Arthur Sewett.

Der Kurswerth.

Oft konnte man in den letzten Jahren Zeitungnotizen finden, die erzählten, einzelne Börsenwerthe seien schon bei ganz geringem Umsatz unverhältnißmäßig gestiegen. Vor ein paar Wochen erregte ein Fall dieser Art besondere Aufmerksamkeit. Die Aktien der Bergwerkgesellschaft Arenberg mußten, in Folge der Nachfrage nach nur 4500 Mark, um 16 Prozent höher notirt werden. Das ist an und für sich noch nicht auffällig; namentlich nicht bei einem Papier, das, wie Arenberg, auf 619 steht. Wer bereit ist, für 1000 Mark des Nominalwerthes 6190 Mark zu zahlen, wird auch nicht lange vor der Frage zaudern, ob er zwanzig Mark mehr oder weniger dafür anlegen soll. Da Kurse aber nicht mit Marktpreisen identifizirt werden können, hat die Sache doch ein allgemeineres Interesse. Der Kurs ist natürlich auch nichts Anderes als ein Preis; aber ein Preis für fungible Waaren, also für Werthe, bei denen für die selben Quantitäten die selben Qualitäten vorausgesetzt werden. Der Markt für solche fungible Waarenwerthe ist die Börse, besonders die Fondsbörse. Während es dem gewöhnlichen Waarenhändler niemals einfallen wird, den Werth seines Waarenlagers nach den Preisen abzuschätzen, die auf irgend einem großen Markt für Produkte ähnlicher Art erzielt worden sind, berechnet sich der Besitzer von Werthpapieren sein Vermögen stets nach dem jeweiligen Börsenkurs. Das scheint äußerlich auch berechtigt. Der Kaufmann, der, zum Beispiel, mit verarbeiteten Lederwaaren handelt, kann die Meßpreise gar nicht auf seine Waaren beziehen, weil der Tauschwerth seiner Artikel wesentlich vom Gebrauchswerth abhängt, der durch die Qualität bedingt ist. Ein Schuh ist nicht wie der andere, eine Cigarrentasche gleicht nicht genau der Nachbarin: man muß die Dinge einzeln besehen, bevor man sie kauft. Der Preis für solche Waaren kann sich deshalb nur auf ganz bestimmte Sorten beziehen, die an einem bestimmten Tage gekauft oder verkauft wurden. Ist der Handel abgeschlossen, so gehört der Preis der Vergangenheit an; selbst wenn der Lederwaarenhändler daneben steht, während ein Konkurrent einen großen Abschluß macht, vermag er oft beim besten Willen nicht auf den Preis dieses Abschlusses zu wirken, weil seine Waare sich in der Qualität des Leders oder in der Form der Verarbeitung so wesentlich von der seines Konkurrenten unterscheidet, daß der Käufer dafür gar keine Verwendung hat.

Anders liegen die Dinge für die fungibelste Waare, das Werthpapier. Eine Laura-Aktie ist so viel werth wie die andere, ein Stück der preußischen Konsols so viel wie jedes andere Stück vom selben Nominalwerth. Deshalb kann auch jeder Werthpapierbesitzer, der bei der Festsetzung des Kurses seiner Aktien oder seiner Anleihetitres zugegen ist, auf den Kurs Einfluß üben. Er braucht nur einen Auftrag zum Verkauf zu geben. Seine Anwesenheit ist dazu nicht einmal nöthig. Er mag der Börse noch so fern sein: bis zu der Stunde, wo der Kurs endgiltig festgesetzt ist, mit Hilfe des Telegraphen also noch wenige Minuten vorher, kann er durch einen Auftrag die Gestaltung des Tageskurses beeinflussen. Diese allen Interessenten erreichbare Möglichkeit unterscheidet den Börsenpreis für fungible Waaren, den Kurs, vom gewöhnlichen Marktpreis. Der

Unterschied verschwindet erst, wenn der Tageskurs feststeht und dann, wie jeder andere Preis, der Vergangenheit angehört. Merkwürdig ist nun die Fiktion, der Börsenpreis gelte auch nach der Festsetzung noch für alle fungiblen Waaren, für alle Werthpapiere der selben Kategorie. Nimmt ein Privatmann in seiner Bilanz am Silvesterabend den vormittags festgesetzten Kurs zum Maßstab für seine Vermögensberechnung, so ist dagegen nichts einzuwenden; darf aber die Gewohnheit eines mit den Gesetzen der Preisbildung nicht vertrauten Praktikers von Gesetzes wegen zur Norm erhoben werden? Das geschah durch § 261 des Handelsgesetzbuches, der von der Bilanzaufstellung der Aktiengesellschaften handelt. Im Absatz I heißt es da: „Werthpapiere und Waaren (nur fungible Waaren können gemeint sein), die einen Börsen- oder Marktpreis haben, dürfen höchstens zu dem Börsen- oder Marktpreis des Zeitpunktes, für den die Bilanz aufgestellt wird, sofern dieser Preis jedoch den Anschaffung- oder Herstellungpreis übersteigt, höchstens zu diesem angesetzt werden." Die Vorsicht empfahl hier freilich die Bestimmung, der Börsenpreis habe nur dann als Bilanzpreis zu gelten, wenn er niedriger ist als der Anschaffung- und Herstellungpreis. Wird dadurch aber etwa auch nur die geringste Sicherheit für die Echtheit der Bilanz geboten? Eine Bilanz hat doch nur Werth, wenn die Aktiva so eingestellt sind, wie sie am Bilanztage zu realisiren gewesen wären; deshalb ist ja die Einstellung zum Anschaffung- oder Herstellungpreis nicht gestattet. Dem Liquidationwerth aber entspricht der Kurs des Bilanztages nach keiner Richtung. Ich will davon absehen, daß irgend ein unmittelbar nach der Kursfeststellung eintretendes Ereigniß das frühere Verhältniß von Angebot und Nachfrage gänzlich ändern kann. Aber auch ohne solchen Zwischenfall müßte die Kurshöhe vermindert werden, wenn zufällig der Besitzer, der am Abend seine Bilanz aufmacht, Lust bekommen hätte, seine Stücke zu verkaufen; und die Bilanz sieht ja gerade den Fall vor, daß der Besitz realisirt wird. In den Zeiten belebten Ultimohandels ließ die Fiktion sich noch halten. Wenn auch nicht die Besitzer selbst, so hatten doch die Berufsspekulanten allen möglichen Ereignissen vorgearbeitet; jeder Nachfrage stand ein Angebot gegenüber und die Besitzer, die verkaufen wollten, drückten damit den Kurs nicht mehr wesentlich, weil die Spekulanten, die, um sie abliefern zu können, die Waare eindecken mußten, ihnen als Käufer entgegentraten. Beim Kassageschäft sieht die Sache schon anders aus; und je mehr der Börsenumsatz zusammenschrumpfte, um so sichtbarer wurde der Unterschied. Sicherlich kann der Kurs eines Papiers, dem, wie den arenberger Aktien, schon ein Umsatz von 4500 Mark eine Steigerung von 16 Prozent bringt, nicht als Werthmesser für große Summen angesehen werden. Man kann beinahe sagen: je größer die Summe eines Werthpapierbesitzers ist, um so weniger taugt der Börsenkurs zur Berechnung des Waarenwerthes. Alle Statistiken, die von der Annahme ausgehen, der augenblickliche Werth ganzer Aktiengruppen sei durch einfache Multiplikation mit dem Börsenkurs zu ermitteln, schweben deshalb einfach in der Luft.

Die gesetzliche Festlegung dieser Fiktion trug ein Element der Unsicherheit in das gesammte Aktienwesen. Natürlich: die Bilanzen aller Werthpapiere besitzenden Aktiengesellschaften sind, weil die Werthe zum Börsenkurs des Bilanztages berechnet wurden, eigentlich schon an dem Tage falsch, wo sie nach den Regeln des Gesetzes aufgestellt werden. Das mag hingehen, wenn sichs um

kleineren Werthpapierbesitz handelt, der zum Tageskurs wohl realisirbar wäre. Bei großen Effektenposten aber sind oft auch die Verhältnisse der Institute zu berücksichtigen, die fast das ganze Aktienkapital anderer Unternehmungen besitzen. Die Deutsche Bank hat beinahe das ganze Aktienkapital der Bergisch-Märkischen Bank und des Schlesischen Bankvereins, die Schuckert-Gesellschaft die Mehrzahl der Aktienantheile der Kontinentalen Gesellschaft für elektrische Unternehmungen in ihrem Tresor. Daß diese Aktien zum Tageskurs nicht realisirt werden können, daß vielmehr der Tageskurs gerade deshalb so hoch blieb, weil dieser große Posten in einer Hand festlag, ist auf den ersten Blick klar. Gleicht unter solchen Umständen aber nicht das ganze Aktiengebäude einem Kartenhaus, das ein Lufthauch umwehen kann?

Dazu kommt, daß die Freiheit von Angebot und Nachfrage durch künstliche Mittel eingeschränkt werden kann. Das ist besonders durch die neuste Emissionstechnik erreicht, namentlich dadurch, daß einzelnen Zeichnern die Sperrverpflichtung auferlegt wird. Mehr und mehr hat sich der Unfug eingebürgert, daß viele Leute sich an der Emission neuer Papiere nur betheiligen, um von den ersten Kurssteigerungen zu profitiren und die Aktien dann sofort zu verkaufen. Natürlich kauft jeder Spekulant, um mit Gewinn zu realisiren; bei diesen Konzertzeichnungen liegt der Fall aber insofern anders, als die Zeichner lediglich darauf spekuliren, daß die Zeichnungstelle, weil sie ihren Emissionkredit erhalten oder heben will, dafür sorgen muß, daß der Kurs nicht fällt, und ihnen deshalb die Waare unter allen Umständen abnehmen muß. Die emittirenden Häuser unterscheiden deshalb Zeichner, die dauernden Besitz suchen und sich verpflichten, vor einem bestimmten Termin ihre Aktien nicht wieder zu verkaufen, von den reinen — oder: unreinen — Spekulanten. Doch mußte ich schon mehrfach betonen, daß solche Sperrverpflichtung unter Umständen gegen das Börsengesetz verstoßen kann. Neuerdings haben drei Schriftsteller von sehr verschiedener Qualität diese Frage erörtert. Professor Otto Warschauer hat in seiner Schrift: „Physiologie der deutschen Banken" die Sperrverpflichtung als ungesetzlich bekämpft. Mit Warschauer kann ich nicht streiten; er kennt die Gesetze nicht, über die er schreibt, und versteht nichts von der Praxis, obwohl er, wie er erzählt, Jahre lang im Bankgeschäft thätig war. Schon in einer Schrift über das Wesen des Aufsichtrathes hat er so Gutes gewollt und so Schlechtes vorgeschlagen, daß ich kaum noch erstaunt war, in der neuen Brochure die Sätze zu finden: „Entweder muß die Sperre allgemein verhängt werden und der Börsenverkehr darf in den betroffenen Effekten erst von einem bestimmten Zeitpunkt an gleichmäßig für beide Kontrahenten statthaft sein oder den Emittenten muß die Pflicht obliegen, auf Wunsch des Subskribenten nach Ablauf der Sperre die zuertheilten Stücke zum Emissionkurs zurückzunehmen oder die Spannung zwischen diesem und dem derzeitigen Tageskurs zu verhüten." Wenn dem Herrn Professor das Börsengesetz, über das er schreibt, nicht so unbekannt wäre, müßte er wissen, daß sein erster Vorschlag einen Zustand empfiehlt, der genau so ungesetzlich wäre wie der heutige. Und wäre ihm die Praxis nicht fremd, so müßte er wissen, daß sein zweiter Vorschlag zur ärgsten Ausbeutung der Bankiers durch das spekulirende Publikum führen würde. An sich aber, auch darin irrt er, verstößt die Sperrverpflichtung nicht gegen das Börsengesetz, dessen § 38

lautet: „Der Prospekt muß den Betrag, der in den Verkehr gebracht, und den Betrag, der vorläufig vom Verkehr ausgeschlossen werden soll, und die Zeit, für welche dieser Ausschluß erfolgen soll, ersichtlich machen.“ Danach ist eine Sperrverpflichtung nur dann ungesetzlich, wenn der Prospekt nicht den Betrag der gesperrten Stücke und die Dauer der Verpflichtung angiebt. Auf diesem Standpunkt steht auch der Justizrath Dr. Herz in seinem Aufsatz „Zeichnung und Zutheilung“ (Monatsschrift für Handelsrecht und Bankwesen). Ihm und Warschauer tritt im „Bankarchiv“ Herr Neander Müller entgegen, der Beamter des Bankhauses S. Bleichröder ist und unter den Titeln „Differenztheorie und Börsengeschäfte“ und „Juristische Lehrmeinungen über Börsengeschäfte“ schon früher zwei Schriften veröffentlicht hat, von denen mir namentlich die zweite, trotz manchen Mängeln, ungewöhnlich werthvoll erscheint. Viel Neues bringt sie nicht; zum ersten Mal aber kritisirt hier ein erfahrener, für die Jurisprudenz offenbar begabter Praktiker die Lehrmeinungen, aus denen die verblüffenden Reichsgerichtsentscheidungen in Börsensachen stammen. Dieser junge Schriftsteller wird sich eines Tages weit über den Kreis seiner Fachgenossen hinaus Beachtung erzwingen. Gerade deshalb muß er vor einer Gefahr gewarnt werden, die dem Praktiker droht; im „Bankarchiv“ zeigt er die Neigung, die Praxis, weil sie Praxis ist, stets für vernünftig zu halten. In seiner Polemik gegen Warschauer unterschreibe ich jedes Wort; nicht jedes aber, das er gegen Herz ausspricht. Herr Müller meint, dem im Prospekt gegebenen Versprechen, den ganzen Betrag in den Verkehr zu bringen, habe der Emittent auch dann genügt, wenn er einen Theil des aufgelegten Betrages Zeichnern überlassen hat, die auf den Verkauf innerhalb einer bestimmten Frist verzichtet haben. Das ist nicht richtig; und ganz verfehlt scheint mir der Hinweis, vom Verkehr ausgeschlossen seien vorläufig ja auch die Stücke, die von ernsthaften, einstweilen nicht zum Verkauf geneigten Zeichnern erworben wurden. Der Wille dieser Zeichner ist ja frei und der Emittent muß mit der Möglichkeit rechnen, daß die Kurssteigerung ihre Lust zum Verkaufen mehrt. Das emittirende Haus darf deshalb den Kurs nicht nach Belieben erhöhen. Ist aber Vielen die Sperrverpflichtung aufgezwungen, so wird das Angebot künstlich eingeschränkt, die Kurse können vernunftwidrig in die Höhe getrieben und fremde Käufer herangezogen werden, die nicht wissen, daß der notirte Kurs nicht das Ergebniß von Angebot und Nachfrage in den weiten Grenzen des ganzen zur Zeichnung aufgelegten Kapitals ist. Das gerade wollte § 38 des Börsengesetzes verhüten und er wird verletzt, wenn der Prospekt die Absicht, einen Theil des Kapitals zu sperren, verschweigt. Ich zweifle auch gar nicht, daß zwar nicht der Zeichner, aber jeder spätere Erwerber auf Grund des § 43 des Börsengesetzes die Emittenten für den Schaden haftbar machen kann, der ihm entsteht, sobald die von der Sperrpflicht befreiten Aktien auf den Markt drängen und dort mit ihrem Gewicht den Kurs herunterdrücken.

Plutus.

Notizbuch.

Wird die Sozialdemokratie dem neuen Reichstag den Ersten Vicepräsidenten liefern? Soll sie für dieses Ehrenamt überhaupt einen Kandidaten aufstellen? Ernsthaft aufstellen und ihn verpflichten, auch die Bürden der Repräsentation auf sich zu nehmen? Herr Bebel sagt: Nein. Herr von Vollmar sagt: Ja. Und die Meinungmacher der ruhmlos besiegten liberalen Parteien reißen die zierlichen Schnäbel weit auf und kreischen Einiges über die täglich zunehmende Zerklüftung der Sozialdemokratie, über „Risse im rothen Thurm", der nächstens einstürzen und aus dessen Ruinen dann natürlich das neue Leben des Liberalismus erblühen werde. Hundstagvergnügen. Daß die Herren Bebel und Vollmar (hinter jedem Protagonisten steht eine stattliche Anhängerschaar) durch Temperamentsunterschiede getrennt sind, weiß man doch nicht seit vorgestern; wer aber hofft, diese innere Wesensverschiedenheit werde über ein Kleines auch zu äußerer Scheidung führen, wird, schon weil er die politische Klugheit und Zähigkeit Georgs von Vollmar um ein Beträchtliches unterschätzt, die Erfüllung solchen Hoffens nicht erleben. Herr Bebel, der greise Optimist, glaubt, seine Partei werde in absehbarer Zeit die politische Macht erobern, Monarchie, Grundherrschaft, Industriefeudalismus, alle Formen kapitalistischer Knechtung und Ausbeutung beseitigen und die sozialistische, frei über die Mittel zur Produktion verfügende Gesellschaft entbinden. Deshalb will er den annoch, aber nicht lange mehr herrschenden Gewalten keine Konzession machen, hält es mit Kierkegaards und Ibsens Losung „Alles oder nichts" und findet die Rolle der gekränkten Unschuld, die auf die nahe Stunde der Apotheose harrt, für seine Partei dankbarer als die des schmiegsamen Taktikers, der mit den Verhältnissen grausamer Wirklichkeit rechnet und sich jeder Sprosse freut, die er auf der höher führenden Leiter erklommen hat. Herr von Vollmar ist von Sentimentalität und Illusionen frei; kein Pathetiker, sondern ein Realist — meinetwegen: Possibilist —, ein ungemein kultivirter Mann, der sich aber die urwüchsige Bauernschlauheit bewahrt hat und oft da lächeln, sogar laut lachen kann, wo Sankt Augustus nur Flüche und grause Metaphern findet. Er hat menschliche und gesellschaftliche Entwickelungen nicht nur, wie Bebel, von unten gesehen, steht der Natur näher als irgend einem Dogmenglauben und weiß, wie langsam hienieden Alles keimt, wächst, reift und wie froh Einer sein muß, wenn er im Lauf seines Lebens die Sache, der er dient, nur um ein Wegstrecklein vorwärts bringt. Deshalb will er jede Position, die er zu nehmen vermag, flink auch besetzen; ists kein die Lande beherrschendes Fort, so doch ein Vorwerk, in dem man rasten, von dem aus der Stratege weiteroperiren kann. Ein Platz im Präsidium, meint er, ist immerhin eine schöne Sache; man sitzt an den Quellen parlamentarischer Macht, hört, was vorgeht, kann drohende Angriffe abwehren und beweist der Gemeinde und der Diaspora, bis zu welcher Höhe die Fraktion es gebracht hat. Der Besuch, den das Präsidium nach der Konstituirung des Reichstages dem Kaiser macht, sollte uns hindern, den sichtbaren Preis langen Mühens einzustreichen? Lächerlich. Der Besuch gehört zu den Formalitäten, an denen eine ernste Sache nie scheitern darf. Ists dem Kaiser nicht unbequem, einen Sozialdemokraten im Schloß zu empfangen: uns genirt der Empfang nicht. Und will der Kaiser Wahrheit: von unserem Vertrauensmann kann er sie haben Herr Bebel, der sich mit kleinen Erfolgen nicht abspeisen lassen will, widerspricht, leidenschaftlich wie immer. Der Besuch — so ungefähr ist sein Gedankengang — ist und bleibt eine Huldigung; wir aber huldigen keinem

Kaiser, setzen keinen Genossen der Gefahr aus, schlecht behandelt oder über die Achsel angesehen zu werden; wir sind entschlossene Gegner aller höfischen Ingerenz und dürfen nicht dulden, daß die Vertreter des Parlamentes in einer Hofgesindestube auf den Wink des Monarchen warten. Beide Männer reden und handeln, wie sie müssen, und wählen den Weg, auf den die Summe ihres Wollens, ihr „Charakter", sie drängt. Wahrscheinlich hat Herr Bebel jetzt noch die Mehrheit der Fraktion auf seiner Seite. Und der kühle Beobachter wird finden, so einfach, wie Herr von Vollmar sie darstellt, liege die Sache am Ende doch wohl nicht. Als Symbol der Macht wäre die Würde des Ersten Vicepräsidenten nicht zu unterschätzen. Aber der Genosse käme auf dem Präsidialsitz in schwierige Lagen. Er müßte, nach der Sitte des Hauses, Aeußerungen rügen, die er nach seiner Ueberzeugung nicht tadeln kann, und dürfte sich gewissen Ceremonien nicht entziehen, die sein Glaube empört ablehnt. Im Schloß ... Daß der Kaiser höflich wäre, darf nicht bezweifelt werden. Aber er hat die Sozialdemokraten hundertmal in schroffen Scheltreden gekränkt, sie ehrlos genannt, eine Rotte vaterlandloser, des deutschen Namens unwerther Gesellen, Volksbetrüger, tückische Mörder. Einem Mann, der so gesprochen hat, pflegen die Gescholtenen keine Höflichkeitvisite zu machen. Und die Hauptsache: den größten Theil ihrer Wirkung auf die Masse verdankt die Sozialdemokratie der Thatsache, daß sie, im Gegensatze zu allen anderen Parteien, nie für Transaktionen und Konzessionen zu haben war. So was machen unsere Leute nicht, sagt der Arbeiter und ist stolz auf die starre Römertugend seiner Mandatare. Soll man diesen Nimbus auf ein Spiel setzen, dessen Gewinn im günstigsten Fall doch nicht allzu beträchtlich wäre? Sich auch ducken, kleine Kompromißkünste lernen und in der Ersten Kajüte warme Plätzchen belegen, statt das Fahrzeug durch Seeminen in die Luft zu sprengen? Wer der Frage nachsinnt, muß sich bis zu den Wurzeln seines Glaubens zurücktasten, wenn er ihr nicht leichtfertig die Antwort finden will ... Nach menschlicher Voraussicht wird es aber zu einer bündigen Antwort nicht kommen. Zwar ist die Audienz von keinem Gesetz vorgeschrieben; auch die Geschäftsordnung des Deutschen Reichstages bestimmt im zwölften Paragraphen nur: „Die Konstituirung des Reichstages und das Ergebniß der Wahlen wird durch den Präsidenten dem Kaiser angezeigt." Angezeigt: dieser Bestimmung würde auch eine schriftliche Meldung genügen. Durch den Präsidenten: er könnte seine Stellvertreter also ruhig zu Hause lassen. Doch ists einmal üblich, daß alle drei Präsidenten ins Schloß pilgern, und die Mehrheit wird den alten Brauch gewiß nicht der Sozialdemokratie opfern. Sie wird wohl überhaupt nicht sehr geneigt sein, einen Sozialdemokraten zum Ersten Vicepräsidenten zu wählen; und wiederum giebt es keine Bestimmung, die der zweitstärksten Fraktion diesen Posten zuweist. Endlich aber: die Sozialdemokratie kommt über die umfangreiche Person des Herrn Singer, ihres Allpräsidenten, nicht hinweg und für diesen Kandidaten wird keine Stimmenmehrheit zu erreichen sein. Die erhoffte Sensation wird wahrscheinlich also ausbleiben. Die Mehrheit wird unklug genug sein, der Sozialdemokratie die Verlegenheit zu ersparen, die entstände, wenn ein rother Genosse genöthigt wäre, im Schloß einen Diener zu machen und im Wallotbräu „die Würde des Hauses zu wahren". Und die Gruppe Bebel wird sich freuen, wenn sie die von parlamentarischer Macht untrennbare Verantwortlichkeit nicht auf sich zu nehmen braucht und, mit dem ehrlichen Pathos gekränkter Unschuld, wieder sagen und schreiben kann, daß nicht einmal das winzigste der ihr gebührenden Rechte ohne schnöden Verrath heiliger Ueberzeugung von der brutalen Kapitalistengesellschaft zu erlangen ist.

* *
*

Aus Mexiko schickt mir Herr Professor Dr. Sayous-Dollfus über die Münzfrage ein paar Glossen, die gerade jetzt, nachdem in Berlin, im Beisein mexikanischer Delegirten, die Währung- und Silberpreisverhältnisse in einer internationalen Kommission erörtert worden sind, Manchen interessiren werden. Hier sind sie:

„Herr Limantour, der mexikanische Finanzminister, will so schnell wie möglich aus der Lage befreit werden, die seinem Lande die Währungfrage bereitet. Er ist nach New-York gegangen, dort von den in mexikanischen Geschäften stark engagirten Bankiers aber kühl aufenommen worden, trotzdem gerade von ihnen der Anstoß zur Neugestaltung kam. In Wallstreet ist Geld theuer und jede Anleihe deshalb schwer aufzubringen. Der Minister fuhr dann nach Europa, um, wie man sagt, auf den wichtigsten Märkten für seine Pläne zu wirken, die er für praktisch hält und deren Durchführung, wie er meint, dem ungemein reichen Staat Mexiko lange Jahre wirthschaftlichen Segens sichern werde. Gelingt es ihm und findet er den finanziellen Beistand, der ihm namentlich von England verheißen ist, dann kehrt er mit einer neuen Jungfräulichkeit heim, — und mit neuem Kredit, ohne den er sein Programm nicht verwirklichen könnte. Mexiko hat — besonders, wenn die Vereinigten Staaten ihre Politik ‚friedlicher Eroberung‘ fortsetzen — nach Menschenermessen eine recht günstige wirthschaftliche Zukunft zu erwarten. Und überall blickt man auf Mexiko. Alle Staaten haben größere oder kleinere Silberbestände; gelingt in Mexiko die Kur, dann werden auch andere Völker es mit ihr versuchen, — wenn sie den dazu nöthigen Kredit finden. In Mexiko herrscht gesetzlich der Bimetallismus, thatsächlich die Silberwährung: das Verhältniß von 1 : 16 hat das Gold natürlich ‚verjagt‘; um so natürlicher, als das Land schon sehr lange ein großer Silberproduzent und erst seit ein paar Jahren ein in Betracht kommender Goldproduzent ist. Der Silberpeso, im fernsten Osten, trotz nachgerade fühlbaren Einbußen an Geltung, noch immer angesehen, ist keine Münze mehr, sondern eine Waare; und zwar eine, deren Werth durch keine starke und dauernde Nachfrage gesichert, sondern allen Schwankungen des Silberkurses ausgesetzt ist. Das Uebel wird durch das Bankregime und durch die Ausfuhrvorrechte verschärft. Die Zahl der Emissionbanken ist groß, aber sie sind kraftlos und fast immer uneinig. Es giebt keine Stelle, wo die Cirkulation geregelt, den Umständen angepaßt und im Nothfall durch Zwangsmaßregeln der Geldverkehr geschützt werden könnte. Und da die Ausfuhrvergütung für Barrensilber der Prägevergütung gleich ist, läßt sich im einzelnen Fall sehr schwer feststellen, ob ‚Silbermünzen ausgeführt werden‘ oder ob man ‚einen der Hauptgegenstände der nationalen Arbeit‘ exportirt. Dieser Stand der Dinge, den auf einem des Gleichgewichtes beraubten, durch die Silberentwerthung geschwächten Markt mächtige Spekulanten durch Decouvert-Operationen verschlimmern, schädigt viele und wichtige Interessen. Besonders die der Eisenbahngesellschaften, die fast alle ‚amerikanisch‘ sind. Ihr Kapital ist beträchtlich entwerthet; die Transportpreise werden zu einem Werthverhältniß berechnet, das in einer Zeit viel günstigeren Agios festgesetzt wurde; und noch immer müssen sie ihr Material und ihre Kohlen aus der Fremde importiren. Sie weigern sich fast sämmtlich, neue Linien zu bauen, bevor ein festes Werthverhältniß zwischen Gold und Silber geschaffen ist. Der Finanzminister, der die Zinsen der ans Ausland geschuldeten Summen in Gold bezahlen muß, sieht die dadurch entstehende Last täglich vermehrt. Die Importeure klagen, sie seien stets Verlusten, vielleicht völligem Ruin ausgesetzt. Und die ausländischen Kapitalisten, die ihr Geld zurück haben möchten,

müssen, trotz den hohen Zinsen, froh sein, wenn sie schließlich ohne Damno davonkommen. Freilich: was den Einen schädigt, ist, in gewissem Umfang wenigstens, des Anderen Glück. Gerade aus der Geldentwerthung zieht im Lande selbst Mancher Nutzen. Die importirten Waaren sind in Gold zahlbar; ihr Werth steigt also in dem selben Maß, wie der Pesokurs sinkt; und die Fabrikanten, die in Mexiko die selben Waaren herstellen, erhöhen — namentlich, wenn der Urstoff im Lande produzirt wird — auch deren Preise, obwohl ihre Kosten nicht in dem selben Verhältniß gewachsen sind. Je ungünstiger das Agio, um so größer die Zahl der Pesos, die den Exporteuren für ihre Lieferungen zufließen. Die Arbeiter, die von Mais leben, werden von der Geldbewegung nicht erreicht; trotzdem das Arbeitprodukt einen wesentlich erhöhten Werth hat, steigen die Löhne sehr langsam und den Vortheil streicht nur der Unternehmer ein. Alle aber, die aus einer endlosen Silberbaisse Nutzen zu ziehen hofften, haben in neuerer Zeit gelernt, welche Bedeutung ein stabiler Wechselkurs hat. Nach dieser Richtung ist eine Aenderung des jetzigen Zustandes unbedingt nöthig. Das Land leidet und die fremden Bankiers sind wüthend und verweigern ihr Kapital. Aus eigener Kraft aber kann Mexiko sich nicht entwickeln; dazu braucht es die thätige Mitwirkung des Auslandes. Nach einem Interview, das ich las, scheint nun der Plan des Ministers auf ein Bastardregime abzuzielen. Der jetzige Status würde nicht wesentlich geändert werden. Die Silberwährung bliebe bestehen, aber die Pesoprägung würde suspendirt. Zwischen Gold und Silber soll ein festes Werthverhältniß geschaffen werden, das man im Nothfall durch ein Kontokorrentverhältniß auf den wichtigsten Weltmärkten aufrechterhalten würde. Diese Maßregel würde aber nicht ausreichen. Herr Limantour würde auf hohe, vielleicht unübersteigliche Hindernisse stoßen und vergebens seinem System Vertrauen zu werben versuchen. In Ländern, wo das Gold Werthmesser ist, könnte es allenfalls gelingen, mit Hilfe des Kontokorrentverkehres dem Peso den Silberkurs anzupassen; ohne Opfer ginge es auch da nicht ab und es wäre unklug, mehr von solcher Maßregel zu erwarten. Das einzig mögliche und anwendbare Heilmittel sehe ich in einem dem Goldmonometallismus sehr nahen Regime, in einem Bankregime, das ungefähr dem französischen entspricht. Heutzutage, wo ein unwandelbar festes Werthverhältniß zwischen Gold und Silber nicht zu schaffen ist, scheint Allen — außer den Silberleuten — eine durchgreifende Münzreform nur möglich, wenn die Silberprägung suspendirt wird. Die Unmöglichkeit, eine zureichende Anleihe unterzubringen, die Rolle, die der Silberpeso im Inland spielt: das Alles zwingt aber Mexiko, eine beträchtliche Menge weißen Metalles in Umlauf zu lassen. Ich würde eine klarere und kühnere Lösung vorziehen, muß aber anerkennen, daß politische und wirthschaftliche Gründe für die Erhaltung der Silbermünzen sprechen. Schwierig bleibt immer die Wahl der Relation zwischen beiden Metallen. Die Professoren sind im Allgemeinen für das Werthverhältniß von 1 : 32, das die fremden Kapitalisten schont und eine höhere Schätzung des Nationalvermögens erleichtert, vom monetären Standpunkt aus aber sehr unbequem werden kann. Eine Anleihe müßte einen Goldbestand von mindestens hundert Millionen Mark sichern; diese Anleihe wird zu haben sein, wenn der Plan des Finanzministers durchgeführt wird und geeignet scheint, die ökonomische Zukunft des Landes zu sichern. An die Stelle der Bankenanarchie muß eine Centrale mit weitgehender Vollmacht gesetzt werden; selbst der geschickteste Mann braucht ein solches Instrument. Die Handelsbilanz wird dadurch günstiger werden, denn die fremden Kapitalisten werden die Nachfrage nach Wechseln auf

Mexiko steigern. Wer je in Mexiko war, kennt den Mineralreichthum und die Fülle der ‚Möglichkeiten‘, die der Ackerbau hier bietet. Auf eine überquellende Prosperität ist freilich nicht zu hoffen; mit seinen Metallen und mit manchen Feldprodukten kann das Land sich aber auf dem Weltmarkt eine achtbare Stellung erobern. Das Gleichgewicht im Budget ist leicht hergestellt, die Einnahmen übersteigen die Ausgaben und die ausländischen Gläubiger können ruhig schlafen, wenn ihnen in der Münzfrage genügende Garantien gegeben werden. Dahin muß es kommen. Auch der Finanzminister wird bald einsehen, daß ein Bastardregime nicht nützen kann.“

Inzwischen hat die berliner Silberkommission getagt und die mexikanischen Vorschläge erörtert. Sehr klar waren diese Vorschläge nicht. Man solle einen gemeinsamen Maßstab für ein neues Münzsystem in den Silberwährungländern finden, in die finanziellen und münzpolitischen Zustände Chinas Ordnung bringen und den Verkehr in Scheidemünzen so regeln, daß zwischen Gold- und Silbergeld ein festes Werthverhältniß geschaffen werde: dann dürfe man eine befriedigende Lösung des Problems erwarten. Mit solchen Allgemeinheiten war natürlich nicht viel zu machen. Und gegen ein Verbot der für Privatrechnung erfolgenden Silberprägung würden die mexikanischen Grubenbesitzer protestiren. Mexikos Silberausfuhr ist fast eben so groß wie die Gesammtheit seines übrigen Waarenexportes; die Verhältnisse zwingen also zu äußerst vorsichtigem Handeln. Auch die bloße Einstellung der Silberprägungen würde den Pesokurs noch nicht erhöhen, sondern nur den Preis des Barrensilbers heruntertreiben; und die Nothwendigkeit, zur Ausgleichung der Zahlungbilanz um so größere Mengen anderer Waaren auszuführen, würde sicher einen Druck auf den Wechselkurs üben. Die Kommission ist denn auch über akademische Erörterungen nicht hinausgelangt. Auf allen Seiten wurde der Wunsch ausgesprochen, den unbequemen Schwankungen des Silberpreises ein Ende zu machen. Diesen Wunsch kannte man längst. Und an eine Hebung des Silberpreises im Sinn des Bimetallismus, der die Silberprägung von allen Schranken befreien will, hat die Kommission gar nicht gedacht; ihre Bestrebungen müßten im Gegentheil zu weiteren Beschränkungen der Silberprägung führen. Denn ihr Ziel ist nicht, die Prägung beider Edelmetalle nach einem festen Werthverhältniß freizugeben, sondern, durch internationale Vereinbarung den Wechselkurs der Silberwährungländer zu stabilisiren und so dem Geldverkehr der Silber- und Goldländer feste Normen zu schaffen.

* * *

Nach dem Ansiedlungsgesetz verfügt die preußische Regirung über einen Hundertmillionenfonds, „zur Stärkung des deutschen Elementes in den Provinzen Westpreußen und Posen gegen polonisirende Bestrebungen durch Ansiedlung deutscher Bauern und Arbeiter“; die Ansiedlungskommission soll „erstens Grundstücke käuflich erwerben, zweitens, so weit erforderlich, diejenigen Kosten bestreiten, die entstehen aus der erstmaligen Einrichtung, ferner aus der erstmaligen Regelung der Gemeinde-, Kirchen- und Schulverhältnisse“. Das ist Gesetz. Jetzt erfahren wir, daß die Kommission dem Herzog von Sachsen-Altenburg, dem Prinzen Biron von Kurland, der königlichen Klosterkammer in Hannover, einem Herrn und einer Frau von Treskow, wie es heißt, auch dem Freiherrn von Wilamowitz, dem früheren Oberpräsidenten der Provinz Posen, ihre Güter zu guten Preisen abgekauft hat. Wäre solche Meldung aus einem anderen Lande gekommen, dann läsen wir sicher, so skandalöse Vorgänge seien bei uns denn doch unmöglich. Da es bei uns geschah, tadelt

man die dem Staatsministerium unterstellte Kommission leise nur und halb mit Erbarmen. Die Leute, denen ihr Grundbesitz in den letzten Monaten von unseren Germanisatoren abgekauft worden ist, leben in guten, einzelne von ihnen in glänzenden Verhältnissen. Offenbar sind sie also „polonisirender Bestrebungen" verdächtig und müssen beseitigt werden, auf daß in den Ostmarken das Deutschthum gedeihe.

* *
*

Ich erhielt den folgenden Brief:

„Sehr verehrter Herr Harden, vier Jahre sind gerade vergangen, seit Sie mir gestatteten, der deutschen Intelligenz hier die Wahrheit über das 1899 auf König Milan verübte Attentat zu sagen. Damals glaubten Sie, mir, einem Ihnen gänzlich Unbekannten, Vertrauen schenken zu können; mein Artikel ‚Ein Komplott?' erschien 1899 im letzten Augustheft der ‚Zukunft' und jetzt, vier Jahre nachher, ist Ihnen von ganz anderer Seite bewiesen worden, daß ich damals die Wahrheit sprach, daß dieses Attentat wirklich nur eine elende Mache und alle damals Eingekerkerten und Verurtheilten völlig unschuldig waren. Ich konnte nicht ahnen, daß diesen Beweis der Ministerpräsident Vladan Georgewitsch selbst liefern würde, der die Opfer einsperren und verurtheilen ließ. Denn — glauben Sie mir auch diesmal — sein ist die Schuld. Es ist nicht wahr, daß der König Alexander seinen Vater ermorden wollte. Dagegen spricht schon der Beweis, den ich vor vier Jahren gegen die Behauptung, die Radikalen hätten das Komplott ausgeheckt, führte: die Thatsache, daß der Attentäter eine zur Tötung eines Menschen unbrauchbare Waffe hatte. Ganz abgesehen davon, daß kein vernünftiger Grund Alexander treiben konnte, es sofort mit dem Mord und erst, als dieser mißlang, mit der List zu versuchen. Unwahr ist also auch die Behauptung, Draga Maschin sei die Anstifterin zu diesem Mord gewesen; denn ein Mord war eben gar nicht beabsichtigt. Keinerlei Indizien sprechen dafür, daß Draga von dem Hofkomplott gegen die Radikalen überhaupt Etwas gewußt habe; und viele sprechen sogar dagegen. Falsch ist schließlich auch die Angabe, Alles, was nach dem Attentat geschah, sei nur das Werk Alexanders gewesen. Alexander war damals ein nur allzu williges Werkzeug in den Händen seines Vaters und des Ministerpräsidenten Georgewitsch, der ja, trotz allen Gräueln, die geschahen, noch ein Jahr lang an der Spitze der Regirung blieb und diese ganze Zeit hindurch hoch und heilig schwor, das Attentat gehe von den ‚verdammten' Radikalen aus. Und, glauben Sie mir: er wäre noch länger Ministerpräsident geblieben, wenn ihn die Furcht vor Milan nicht gezwungen hätte, sich gegen die Heirath Alexanders zu erklären."

Belgrad. Jowan Adamowitsch.

Herr Dr. Georgewitsch, dem ich diesen Brief sandte, schrieb mir:

„Hochgeehrter Herr Harden, auf die Behauptungen des Herrn Adamowitsch will ich nur durch Anführung einiger Thatsachen antworten. Alle Mitglieder des in Belgrad beglaubigten diplomatischen Corps, die gleich nach dem Attentat ins Palais kamen, haben mit eigenen Augen die blutigen, von Kugeln durchlöcherten Kleidungstücke und die Spur des Streifschusses am Körper des Königs Milan gesehen. Der Adjutant des Königs, Major Nikola Lukitsch, war so ernstlich verwundet, daß er im Garnisonspital behandelt werden mußte. Das Haus des Advokaten Stojanowitsch, vor dem das Attentat verübt worden war, zeigte noch Jahre lang die Kugelspuren der Fehlschüsse. Das Alles hatte die ‚zur Tötung eines Menschen unbrauchbare Waffe' bewirkt. Die Behauptung, ich hätte die radikalen Führer einsperren und ver-

urtheilen lassen, wird schon durch die — in meinem Artikel ‚Der letzte Obrenowitsch' hier bereits angeführte — Thatsache wiederlegt, daß ich zur Zeit des Attentates nicht in Belgrad, sondern in Marienbad war und dort, auf Befehl des Königs Alexander, noch einen Monat blieb. Auf die erste Meldung, König Alexander wolle Draga Maschin heirathen, trat König Milan vom Oberkommando über die Armee zurück und mein Ministerium forderte die Entlassung aus dem Amt. Das geschah gleichzeitig; zu einer Verständigung war uns vorher keine Frist geblieben. König Milan schickte mir aus Karlsbad nach Rigi-Kulm (ich war auf der Reise nach Paris) eine Chiffredepesche, die ich mit keinem der mitgenommenen Chiffrirbücher entziffern konnte. War es Zufall oder hatte der Beamte, der uns, Milan und mir, bei der Abreise die Chiffrirbücher gab, absichtlich solche gewählt, mit deren Hilfe wir uns nicht verständigen konnten? Ich weiß es nicht. Wohl aber weiß ich, daß dieser kleine Beamte, als ich mit meinem Ministerium zurückgetreten war, Chef der Kabinetskanzlei des Königs Alexander wurde. Endlich: wenn nur ‚die Furcht vor Milan mich gezwungen hätte, mich gegen die Heirath Alexanders zu erklären', — was hat mich, als König Milan gestorben war, gehindert, nach Serbien heimzukehren, wo ich, nach dem Fiasko der Radikalen, jeden Augenblick, sobald ich nur wollte, wieder Ministerpräsident werden konnte? Mit besten Grüßen in Hochachtung Ihr ergebenster Dr. Vladan Georgewitsch."

In einem anderen Brief macht der frühere serbische Ministerpräsident mich auf eine Brochure aufmerksam, die unter dem Titel „Das Blutbad im Konak" verbreitet und von einem „Grafen Michael Georgewitsch" als Verfasser gezeichnet werde. Einen Grafen Michael Georgewitsch giebt es nicht und Herr Dr. Vladan Georgewitsch legt Werth auf die Feststellung, daß er mit diesem reklamehaft angepriesenen Machwerk, zu dem sein Familienname mißbraucht wird, nichts zu thun hat.

* * *

In den Münchener Neusten Nachrichten erzählte neulich Jemand, er sei aufgefordert worden, dem „Internationalen Ehrenkomitee" für das Wagner-Denkmal beizutreten. Auf dem in Berlin abgestempelten Couvert sei eine Männergestalt zu sehen und die Unterschrift zu lesen gewesen: Statue du trouvère Wolfram d'Eschenbach esquissée par Sa Masjesté l'Empereur Guilleaume II (wirklich: Guilleaume mit eau) pour le monument de Richard Wagner à Berlin. So ehrt man deutsche Meister. Und so respektirt der Parfumeur-Chemiker Johann Ludwig Leichner den Geist der französischen Sprache. Aus der Notiz erfuhr ich, daß der bestechend Liebenswürdige noch immer Präsident der „Vereinigten Denkmals- und Festkomitees" ist. Dann wurde mir das „Festprogramm der Enthüllung- und Einweihungfeier des Denkmals für Richard Wagner in Berlin" geschickt. Auch allerliebst. Der Mann spricht wirklich nicht schlechter Französisch als Deutsch. Und in seinem Ehrenkomitee sitzen noch Prinzen, Prinzessinnen, Fürsten, Grafen, Botschafter, Gesandte; sogar Graf Bernhard von Bülow, Kanzler des Reiches, giebt zu dieser Tragikomoedie seinen Namen her. Die Künstler haben nun ziemlich ausnamelos gegen den Unfug protestirt; zuletzt, in einem schroffen Absagebrief, sechsundzwanzig Musikgelehrte unter Joachims Führung. Aus dem pomphaft angezeigten „Internationalen Musik-Kongreß" wird also nichts; oder eine läppische Posse. Dafür aber verheißt das Programm andere Attraktionen. Am letzten Septembertage, so lesen wir, ist „Empfang des Ehrenpräsidiums, des Präsidiums des Internationalen Ehrenkomitees, der Würdenträger und offiziellen Vertreter von Regirung- und städtischen Behörden sowie der Repräsentanten musikalischer Hochschulen und Bildunginstitute durch die Vereinigten

Fest- und Denkmalskomitees im Reichstagsgebäude. Bewirthung der Gäste durch das Festkomitee." Am zweiten Tage: „Versammlung der kaiserlichen und königlichen Würdenträger, der Fürstlichkeiten, der Diplomaten und fremden Delegirten, der Vertreter von Regirungen und Städten, musikalischer Deputationen, Kunstinstituten am Kaiserzelt auf dem Denkmalsplatz im Thiergarten." Und so weiter. Viel Militärmusik. Ein Souper. Ein Bankett. Ein déjeuner dinatoire. Niedlich ist die für das Souper und das Bankett („einschließlich der Weine") geltende Weisung: „Kein öffentlicher Verkauf, nur Vormerkungen. Einzelkarte dreißig Mark". Jeder kann also eine Einzelkarte kaufen; aber „kein öffentlicher Verkauf". Das Alles ist spaßhaft. Ernster schon die Frage, wie es möglich ist, daß dieser komische Banause sich noch immer als Führer ehrenwerther Männer und Frauen aufspielen darf. Alle Sachverständigen haben ihm den Rücken gekehrt und seine Wagnerfeier eine widrige Verunglimpfung des Meisters, einen abscheulichen Unfug genannt. Ich habe öffentlich behauptet — und kann beweisen —, daß der königlich preußische Kommerzienrath Johann Ludwig Leichner für sein Schminkegeschäft ekle Reklame gemacht, Journalisten, die ihm nützen oder schaden konnten, Werthgeschenke ins Haus geschickt, für das Wagner Museum und für eine russische Kapelle Geld gegeben hat, unter der Bedingung, als Aequivalent einen Orden zu erhalten. Er versendet Berichte, die von ihm stammen, aber die Unterschrift eines „Preßausschusses" tragen, dem sie gar nicht vorgelegt worden waren, und läßt sich, wider besseres Wissen, als selbstlosen Wohlthäter feiern. Ists noch nicht genug? Kann nur die stärkste Bannformel ihn verscheuchen? Anderthalb Monate hat er noch Frist. Er mag überlegen. Das Denkmal mit der statue esquissée par Sa Majesté l'Empereur wird uns leider ja nicht erspart; die äußerste Blamage aber wollen wir wenigstens meiden. Der Hoftheaterlieferant und Preßtrinkgeldervertheiler Leichner darf nicht präsidiren, wenn in der Hauptstadt des Deutschen Reiches Richard Wagner gefeiert wird.

* * *

Drei Depeschen. I: „In dem Augenblick, wo die katholische Welt durch die Nachricht von dem Hinscheiden ihres obersten Hirten in tiefste Trauer versetzt ist, liegt es mir besonders am Herzen, Eurer Eminenz den großen Schmerz auszudrücken, welchen der herbe und in der ganzen Welt so tief empfundene Verlust mir verursacht hat. Die kindliche Liebe und die unbegrenzte Verehrung, welche ich für den Heiligen Vater zu dessen Lebzeiten empfand, folgen dem Dahingeschiedenen in die Ewigkeit. Sein Andenken wird für immerdar gesegnet sein und es ist ihm für alle Zeiten ein hervorragender Platz in den Annalen unserer Heiligen Kirche gesichert. Franz Joseph." II: „Schmerzlich bewegt durch die soeben erhaltene Trauernachricht, sende ich dem hohen Kardinalkollegium den Ausdruck meiner aufrichtigen Antheilnahme an dem schweren Verlust, welchen die römisch-katholische Kirche durch den Heimgang des Papstes Leo des Dreizehnten erlitten hat. Ich werde dem erhabenen Greis, der mir ein persönlicher Freund war und dessen so außerordentliche Gaben des Herzens und des Geistes ich noch bei meiner letzten Anwesenheit in Rom, erst vor wenigen Wochen, erneut bewundern mußte, ein treues Andenken bewahren. Wilhelm I. R." III: „Ich danke Eurer Majestät für die Beileidskundgebung, die Sie nach dem Tode Leos des Dreizehnten an das Heilige Kollegium zu richten geruht haben. Die Kardinäle, denen die zwischen Eurer Majestät und dem verewigten Pontifex gepflegten guten Beziehungen bekannt sind, werden sich stets von den selben Gesinnungen leiten lassen, um die Freundschaft zwischen dem Heiligen Stuhl und dem Deutschen Reich zu erhalten. Kardinal Oreglia."

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin-Schöneberg.